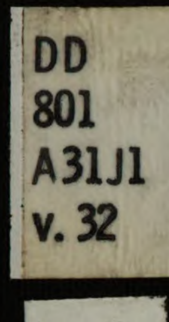

DD
801
A31J1
v. 32


A 000 216 989 4
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXXII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1916



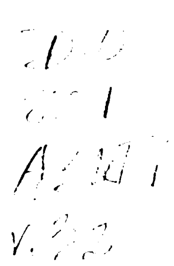
Vergütungen für die Mitarbeiter:

32 M. für den Bogen bei ausgearbeiteten Darstellungen.
20 M. für Abdrücke von Urkunden und Chroniken.

Beschluß vom 12. März 1913:

Die im Jahrbuch erschienenen Gedichte dürfen innerhalb eines Jahres nicht weiter abgedruckt werden, Abhandlungen erst nach 4 Jahren.





Inhalt.

1.

Die Vogesen.

Von

Christian Schmitt.

Ragender Wald und ihr lichtvollen Berge,
Tempelstätte seid ihr geworden
Im zuckenden Feuer der schmetternden Blitze,
Mit denen geweiht euch beim schreckenden Donner
Des Kriegs der Allmächtige, der euch gebaut.
Keiner betrete die heiligen Hallen,
Keiner ersteige die krönenden Zinnen
Droben hinfort, der nicht dankend sich beuge,
Stumm anbetend, von Ehrfurcht durchschauert,
Der Taten gedenkend, durch siegende Stärke
Vollbracht hier, gedenkend der Wunden und Nöte,
Für deutsche Freiheit duldend erlitten,
Der Toten gedenkend, die ruhmreich starben,
Schlummernd rings, von den Liedern der Lüfte,
Vom Klingen der Wipfel, vom Rauschen der Wasser
Und ihres Volks unsterblicher Liebe
Dauernd gepriesen! Und jeder auch ehre
Dich, du gewaltiger, mächtig uns helfender,
Feindliche List und tückische Lüge
Strafend austilgender, heuchelnden Hochmut,
Neidische Gier und frevelnde Rachlust,
Haß und Hölle bezwingender Gott!

Straßburg i. E.



II.

Zur Entwickelung und Bedeutung des Namens «Elsaß».

Von

Ferdinand Mentz.

E. Herr hat sich die Aufgabe gestellt, die bisher geltende Erklärung des Namens «Elsaß» als falsch zu erweisen und durch eine andere zu ersetzen. Er hat zu diesem Zwecke zuerst einen Aufsatz in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins[1] erscheinen lassen, in dem er sowohl angibt, aus welchen Gründen ihm die alte Erklärung hinfällig erscheint, als auch seine eigene, neue Deutung vorträgt und ihre Berechtigung zu erweisen sucht. Ich habe darauf in derselben Zeitschrift[2] die von H. bekämpfte Ableitung verteidigt und bewiesen, daß seine Ableitung von einem erschlossenen Flußnamen A l i s a c a unhaltbar ist. In der üblichen Schlußbemerkung[3] bleibt H. jedoch bei seiner Ansicht und meint, wenn nicht schlagendere Widerlegungen erfolgten als die

---

[1] N. F. 29, S. 7—53.
[2] N. F. 30, S. 44—51.
[3] Ebd. N. F. 31, S. 614—618. Ich werde diese Zeitschrift weiterhin nur mit «Zs.» zitieren und auch das «N. F.» weglassen.



meinige, könne er seinen Aufsatz inhaltlich voll aufrecht erhalten. Da er hierbei behauptet, meine Einwendungen alle im Voraus beleuchtet zu haben, die sprachlichen Beweise aber entweder durch haltlose Vermutungen (wie z. B., daß Ufsaz früher Ufensaze geheiße habe) zu entkräften sucht, oder sie, wie meinen Hinweis darauf, daß aus Alisac notwendig Alisach hätte werden müssen, nicht versteht, könnte es überflüssig scheinen, auf die Sache nochmals einzugehen, umsomehr als auch an anderen Stellen[1] die germanistische Wissenschaft unzweideutig genug gegen Herrs Ausführungen Stellung genommen hat. Neuerdings hat H. indessen in diesem Jahrbuche[2] seine Ansicht wiederum vorgetragen und auch seine Voruntersuchungen, die besonders beweisend sein sollen, veröffentlicht; daher ist es im Interesse der Sache doch angezeigt, den Gegenstand von Neuem zu untersuchen, und namentlich seine sprachliche Seite, die in der Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins, deren Charakter entsprechend, mehr zurücktreten mußte, eingehender zu behandeln. Es wird sich dabei einiges Neue ergeben und sich auch Gelegenheit finden, die Einwendungen und Ausstellungen, die Herr besonders in seiner Schlußbemerkung gegen mich erhebt, zu würdigen.

I.

Die deutschen Formen des Namens.

In Anbetracht der Tatsache, daß der Name zum ersten Male auftritt zu einer Zeit, da das früher von Kelten bewohnte, von den Römern beherrschte Elsaß bereits vollständig von deutschen Stämmen erobert und besiedelt war, spricht die Wahrscheinlichkeit zunächst dafür, daß der Name deutsch ist, wir gehen deshalb von den deutschen und nicht von den allerdings schon etwa 100 Jahre vor diesen belegten lateinischen Namensformen aus.

---

[1] Vgl. O. Behaghel in der Frankf. Ztg. 1914, Nr. 169, 2. Morgenbl. und W. Streitberg im Indogerm. Jahrbuch III, S. 96, auch E. v. Borries in der Straßb. Post 1916, Unterh.-Bl. Nr. 47.

[2] 31, S. 21—52.



Das älteste Schriftstück, welches den Namen unseres Ländchens in deutscher Form bringt, ist eine Originalurkunde des Klosters St. Gallen vom Jahre 757[1]. Dort wird als Ortsbezeichnung angegeben «in pago Alsazas». Wir haben hier höchstwahrscheinlich die deutsche Form A l (i) s a z zu erkennen mit angehängter romanischer Pluralendung a s[2]. Die nächstälteste deutsche Form, allerdings nicht in Originalurkunde

[1] Urk.-B. der Abtei St. Gallen I, Nr. 21.

[2] Nach Herr (Jahrb. 31, S. 43) ist dies A l s a z a s «wohl nur als Genitiv Singularis eines Maskulinums A l s a z (-as statt älteren -es) zu fassen, genau so konstruiert, wie es sonst i n p a g o A l s a c i a e heißt; in der lateinisch redigierten Urkunde ist einfach der Genitiv des deutschen Wortes an Stelle der lateinischen Genitivform getreten». So einfach ist die Sache aber keineswegs. Erstens könnte es gerade so gut der Genitiv eines Neutrums sein. Zweitens ist der Genitiv des Gaunamens nach p a g u s durchaus nicht die Regel, sehr oft folgt vielmehr der Gauname, namentlich nach i n p a g o und besonders wenn er, wie hier, deutsch gegeben wird, im Dativ, aber auch im Nominativ. Syntaktisch läßt sich also der Kasus dieses A l s a z a s nicht mit Sicherheit erschließen. Tatsächlich sind die deutschen Ortsnamen auf a s, die in lat. Urkunden häufig vorkommen, schon recht verschieden aufgefaßt worden. Z e u ß hielt sie (Trad. Wiz. S. III) für Nominative Pluralis mit erhaltener deutscher Endung -a s; dieselbe Ansicht vertrat, anscheinend unabhängig von Zeuß, da er ihn nicht erwähnt, F ö r s t e m a n n (Die deutschen Ortsnamen, S. 200 u. bes. Zschr. f. vgl. Sprachforschung 14, 1865, S. 161 ff.): er hielt alle diese Namen, auch A l s a z a s, das er ausdrücklich anführt, für starke Nominative Pluralis des Bewohnernamens der betr. Oertlichkeiten, eine für A l s a z a s von vornherein unmögliche Annahme. da der Bewohnername in jener Zeit nur A l i s â z â r i, Pl. A l i s â z â r e, oder A l i s â z o, Pl. A l i s â z u n oder -o n hätte lauten können. W e i n h o l d (Alem. Grammatik S. 450) sah die Namen als Genitive Sing. an (erwähnt allerdings nur die auf -i n g a s), ohne einen Grund für seine Meinung anzugeben. Förstemanns Ansicht fand viel Anklang, bis M a h l o w und eingehender K ö g e l ihre Unhaltbarkeit aus sprachlichen Gründen nachwiesen (vgl. Zschr. f. deutsches Altertum 28, 1884, S. 110 ff.). Kögels Annahme, daß vielmehr alte deutsche Lokative vorlägen (a s nach dem Auslautsgesetze aus -a s u), die wiederum einige Zeit gegolten hat, ist dann durch H e n n i n g widerlegt worden (Zschr. f. vergl. Sprachforsch. 31, 1892, S. 297 ff.), dessen oben im Texte mitgeteilte Auffassung die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Für die Erklärung des Namens selbst ist die Sache ohne Belang, denn A l s a z bleibt auf alle Fälle unangetastet.

überliefert, ist das Alisazgowe von 774 des Codex Laureshamensis[1]. Dort ist zwar nicht der Elsaßgau, sondern der Elsenzgau gemeint[2], die Stelle ist aber trotzdem für unsere Zwecke wichtig. Die Verwechselung beider Namen rührt nämlich kaum von dem Schreiber des Codex (12. Jahrh.) her, denn dieser hätte vermutlich eine Form seiner Zeit eingesetzt und nicht des 8. Jahrhunderts. Der Fehler wird also bereits in der Urschrift gestanden haben und beweist demnach, daß im 8. Jahrhundert der Name Alisaz bestand. Aus dem 9. Jahrh. überliefert Ermoldus Nigellus die Form Helisaz d. i. Elisaz[3]. Neben der ersterwähnten Form mit romanischer Endung haben wir also hier zwei endungslose Formen. Von nun an finden sich bis in die spätmittelhochdeutsche Zeit nur solche mit Endungen. Wir führen folgende Belegstellen an und zwar zur besseren Kennzeichnung der Formen etwas ausführlicher: in pago Elisazon 877 (Neugart, Cod. dipl. Alemanniae I, S. 410, Nr. 504; auch Grandidier, Hist. de l'Egl. et des év.-princes de Strasb. II, p. j. Nr. 142), de pago qui vocatur Elisaza 10. Jahrh. (Ysonis de mir. Othm. 10, Mon. Germ. Scr. II, 51), Elisazam et Zabarnam introiit (Nithard hist. III, 4, ebd. 665, hier ist die Endung lateinisch, wie das folgende Zabarnam erweist), in pago Elisaza 952 (Mon. Germ. Dipl. I, 238; hier ist die Endung höchstwahrscheinlich deutsch, denn in ders. Urk. geht vorher in pago Elisacense), in Hillisazaas 959 (ebd. 281, hier wird dieselbe Endung vorliegen wie in dem zuerst genannten Alsazas, doch bleibt die Stelle, da nur in Abschrift des 18. Jahrh. erhalten, am besten außer Betracht), in Elisaziun 968 (ebd. 505), in pago Helisaze 1000 (ebd. 799), in Elsazo 1040 (Wirtemb. Urkundenb. I, Nr. 223, S. 265), in pago Elyzazen 1048 (Trouillat, Monuments de l'hist. de l'anc. évêché de Bâle I, S. 179), in pago Elesazen 1049 (Schöpflin, Als. Dipl. I, Nr. 206), ducissa ... in Elsatam 12. Jahrh.

---

[1] II, S. 44, Nr. 931.

[2] Dies geht daraus hervor, daß Sunnisheim (Sinsheim) als darin gelegen bezeichnet wird. Vgl. auch ebd. S. 504, Nr. 2549: in pago Elsenzgowe in Sunnensheimer marca.

[3] Sog. umgekehrte Schreibung, die ein h setzt, wo es unberechtigt ist, und es da, wo es nötig ist, wegläßt. In jener Zeit häufig und für die Erklärung ohne Belang.

(Galb. Brug., Mon. Germ. Scr. 12, 598), ab Elsatan (ebd. 587), ex Elsatan (ebd. 608, diese 3 Formen sind niederdeutsch), die lantgrafschaft ze Elsaza 1239 (Trouillat a. a. O. S. 550), zu Elseze 1266 (Schöpflin Als. dipl. I, Nr. 639), de Elsaze 1297 (Zschr. f. d. Gesch. d. Oberrh. 21, 1868, S. 275), de [heren] van Elsaissen [d. i. Elsâssen] (Karl Meinet 809, 30), de van Basel ind de van Elsaessen [d. i. Elsâssen] (ebd. 724, 46), Ulrich v. Elsazzen 1334 (Rapp. Urk.-B. I, S. 334), teutonice ... dicitur Elsase Ende 13. Jahrh. (Descriptio Theutoniae Mon. Germ. Scr. XVII, 239), Eylsas 1354 (Rapp. Urk.-B. I, S. 527), de herren van Elsazen (Sächs. Weltchr. 234, Mon. Germ., Deutsche Chron. II, 198), den hertogen Friderike van Elsezen (ebd. 263, Mon. Germ. a. a. O. 207), se tovorden oc Basele unde Elsazen (ebd. 147, Mon. Germ. a. a. O. 158), Elses bei Beatus Rhenanus.

Unter Beseitelassung der nur orthographischen Besonderheiten ergaben sich hiernach folgende Typen: Alsazas, Alisaz, Elisaz, Elisaza, Elisaze, Elsazo, Elsaza, Elseze, Elsaze, Elsase, Elsas, (Eylsas ist nur orthogr. Variante davon), Elses; ferner Elisazon, Elisaziun, Elisazen, Elesazen, Elsâzen, Elsazen, Elsatam, Elsatan. Hierbei fällt zunächst auf, daß die älteste und die jüngsten Formen das i zwischen l und s nicht zeigen. Daß aber trotzdem Alisaz und nicht etwa Alsaz als Urform anzusetzen ist, ergibt sich mit Sicherheit aus dem späteren Eintreten des Umlautes. Formen wie Elisaz usw. konnten sich nur aus Alisaz entwickeln, nicht aus Alsaz. Wir haben also hier eins von den auch sonst vorkommenden Beispielen dafür, daß an sich jüngere Formen besseren Aufschluß über ein Wort geben als die älteste überlieferte Gestalt desselben [1]. Alisaz, Elisaz waren die althochdeutschen Formen; nach einem im späteren Althochdeutschen wirksamen Gesetze (Braune, Ahd. Gr. § 66, Anm. 2) ging dann das i verloren; dieser Vorgang war im 11. Jahrh. offenbar noch im Flusse, denn wir finden zwar 1040 schon Elsazo, aber 1048 noch

[1] **Der Ausfall des i in Alsazas wird wohl auf den Einfluß der lateinischen Formen zurückgehen, vgl. u.**

Elyzazen und im folgenden Jahre Elesazen mit zu e abgeschwächtem i. Seit dem 12. Jahrh. ist der Zwischenvokal durchaus verschwunden.

Gegenüber den männlichen oder sächlichen — darüber wird noch zu reden sein — Nominativen Alisaz, Elisaz, Elses, Elsaß stellen die Formen mit Endungen teils Dative, teils weibliche Nominative dar; Elisaze ist Dativ zu Elisaz, Elisaza ebenfalls, dies kann aber auch ein weiblicher Nominativ sein, es müßte dann genauer Elisâza geschrieben werden; Elsaza in der Urkunde von 1239 wird wegen des vorgesetzten ze wohl Dativ von Elsaz sein[1], Elsaze in der von 1297 wahrscheinlich ebenfalls, ebenso Elseze Dativ zu dem erst später belegten Elsez (Elses), Elsazo (zu schreiben Elsâzo) aber muß Dativ sein zu einem weiblichen Nominative *Elsâza, der Weiterbildung des erwähnten Nominativs Elisâza, der mhd. als Elsâse, vielleicht auch in dem Elsaze von 1297, erhalten ist. Von den übrigen Formen auf on, iun, en, am und an, die Pluralformen sind, interessieren uns zunächst besonders Elsaissen und Elsaessen im Karl Meinet, die als Elsâzen zu lesen sind[2]. Wenn man daraus schließen will, daß auch die andern Pluralformen langes a haben, dann müßte man für Elisâzon auch ô annehmen (Elisâzôn), und sie wären sämtlich; außer Elisaziun, über das noch zu sprechen ist, Dative Plur. von dem Fem. Elisâza, Elsâza, Elsâze, Elsâse oder von dem Bewohnernamen Elisâzo[3]. Man ist aber nicht zu diesem Schlusse gezwungen, sondern es ist auch Elisăzŏn und Elisăzen usw. denkbar, dies wären dann Dative Plur. des männlichen oder sächlichen Landnamens Elisaz, Elsaz[4]. Das Elsezen der Sächs. Weltchronik kann Plural sein zu

---

[1] Nach der Zeit der Urk. sollte man Elsaze erwarten, wie in der Urk. v. 1297, aber die Urk. v. 1239 zeigt auch sonst Archaismen, z. B. kilchun statt kilchen.

[2] Sie reimen auf laissen u. gelaissen, d. i. lâzen u. gelâzen; der Name der Stadt Aachen wird (809, 38) Aichen geschrieben.

[3] Vgl. gëbôn u. gëben zu gëba u. gëbe und hanôn zu hano.

[4] Vgl. tagon und tagen zu tag oder worton und worten zu wort. Für die nd. Formen gelten dieselben Möglichkeiten, wir können sie, weil der Name doch oberdeutsch ist, beiseite lassen.

Elsez (vgl. oben den Dativ Elseze), aber auch zu einem sonst nicht belegten mhd. Bewohnernamen *Elseze, der Bildungen wie lantsëzze entsprechen würde. Vgl. aber noch die späteren Ausführungen über den Bewohnernamen.

Nun scheint es allerdings, wie auch H. sagt[1], schwer verständlich, wie der Landname hier im Plural stehen soll. Man hat deshalb diese Formen bisher stets als Plurale des Bewohnernamens angesehen[2]. Auch mir schien eine andere Auffassung bis jetzt ausgeschlossen. Doch kommen ähnliche Pluralformen auch bei anderen Ortsnamen vor, bei denen man keinesfalls an die Bewohner denken kann. So heißt der unterelsässische Ort Hochfelden 968 Hohfeldon, 1065 aber Hochfeld[3]. Benfeld heißt 763 Beneveldin, der verschwundene Ort Cazfeld kommt in den Weißenburger Traditionen als Kazfeld, Cazfelda und Cazfeldon vor, Flachslanden im Oberelsaß heißt 1232 Flaselant, für den württenbergischen Ort Bonlanden kommt früher Singular und Plural abwechselnd vor[4], der Weiler Rickelshausen b. Konstanz heißt 1170 (Kop.) Richinlinhusen, 1243 aber Richinhus[5], Willstett bei Kehl hieß 723 Gwillisteti, 1254 aber Willestetin[6], Ahlstadt bei Coburg hieß 823 Altenstetin[7], auch bei Dorf kommt der Plural vor[8]. Dieser eigentümliche Wechsel zwischen Singular und Plural des Grundwortes bei einunddemselben Namen ist m. W. noch nirgends genügend betont und noch weniger als Problem aufgefaßt worden[9], jedenfalls berechtigt er aber dazu, auch

---

[1] Jahrb. 31, S. 44.

[2] Vgl. auch Herr Zs. 29, S. 13.

[3] Vgl. Das Reichsland E.-L. III, S. U. 440. Nach dems. Werke auch die Namen für Benfeld u. Flachslanden.

[4] Wirt. Urk.-B. passim.

[5] Heilig, Ortsnamen d. Gr. Baden S. 44.

[6] Ebd. S. 56.

[7] Riemann, Die Ortsnamen d. Herz, Coburg S. 28.

[8] In loco nuncupante Dorfin 773. Freis. Trad. I, S. 89, heute Dorfen od. Oberdorfen.

[9] Arnold (Studien z. deutschen Kulturgesch., S. 39) macht allerdings darauf aufmerksam, daß das Alemannische Grundwörter wie -berg, -brück, -feld, -statt regelmäßig in der



Formen wie Elisazon usw. als Mehrheitsformen des Landnamens und nicht des Bewohnernamens anzusehen[1]. Schwierigkeiten macht nur Elisaziun, das aber auch, wenn man es für den Bewohnernamen hält, nicht einwandfrei ist. Man muß nämlich, wie Herr[2] richtig ausführt, um es einigermaßen zu erklären, seine Zuflucht nehmen zu einem zwar möglichen, aber nirgends belegten Nom. Sing *Elisazio, von dem es der Nominativ Pluralis wäre, während der Sinn der Stelle den Dativ verlangt. Mit derselben Wahrscheinlichkeit könnte man aber Elisaziun auch für den Dativ Plur. eines Landnamens *Elisâzi[3] ansehen, da ähnliche Ortsnamen vorkommen, z. B. Nuwisâzi, Waltsâzi (s. u.). *Elisâzi wäre dann als neutraler ja- Stamm zu betrachten (s. u.), und die älteste Form des Dativs Plur. dazu würde *Elisâzim sein. Neben den Dativen Plur. auf im, in finden sich bei diesen Stämmen solche auf um, un, on; man muß annehmen, daß hier vor der Endung ein i (j) verloren gegangen ist. In Elisaziun könnte dieses i erhalten sein, dann wäre diese Form, da sich Dative Pluralis mit erhaltenem j bei diesen Stämmen sonst nirgends belegen lassen[4], von besonderem Interesse. Immerhin macht die verhältnismäßige Jugend der Urkunde dies etwas zweifelhaft,

---

Mehrzahl brauche, während das Fränkische die Einzahl vorziehe, nach einem Grund dafür sucht er aber nicht. Auch stimmt die Behauptung nicht ganz zu den oben angegebenen, z. T. alem. Namen.

[1] Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß es schließlich auch möglich wäre, mhd. Elsâzen als Dativ Sing. von dem Fem. Elsâze anzusehen, da mhd. sâze, mit dem es zusammengesetzt ist (s. u.), gelegentlich auch schwach flektiert wird (z. B. Annolied 358, allerdings in der Bedeutung Belagerung', Karl Meinet 175,16 im Reim). Dann könnte man auch für das entsprechende ahd. sâza schwache Flexion als nicht ausgeschlossen ansehen und demgemäß Elisâzon als Dativ Sing. von Elisâza ansprechen. Dies würde die ganze Frage wesentlich vereinfachen, aber leider sind ahd. schwache Formen des Wortes eben doch nicht belegt und mhd. so selten, daß man besser tut, sich nicht darauf zu stützen, wenigstens so lange eine andere Erklärung möglich ist.

[2] Jahrb, 31, S. 45.

[3] Der Stern vor dem Wort soll andeuten, daß es in dieser Form nur erschlossen, nicht belegt ist. â wird gestützt durch die unten angeführten Formen Waltsâze, Otunessâze.

[4] Braune, Ahd. Gr. § 198, Anm. 1.



man müßte höchstens, gerade wie Herr bei seiner Auffassung, an einen allerdings nicht ganz mißglückten Archaisierungsversuch des Schreibers denken[1].

Nach diesen Ausführungen ergeben sich also als Nominative des Namens althochdeutsch Alisaz, Elisaz, mhd. Elsaz, ferner ahd. Elisâza, mhd. Elsâse, dann das erschlossene ahd. *Elisâzi, dem mhd. *Elsæze entsprechen würde, außerdem mhd. Elsez (Elses), für das sich keine entsprechenden ahd. Formen finden.

II.

Erklärung und Herkunft des Namens.

Zur Erklärung des Namens führt ohne viel Schwierigkeiten die Zusammenstellung desselben mit anderen Ortsnamen auf saz, sez, sass und sess (auch nd. sat usw.), die sich aus ahd. und noch mehr aus mhd. Zeit reichlich belegen lassen. Heutzutage gehen die Namen z. T. nicht mehr auf diese Endungen aus. Aus der Menge der Beispiele wählen wir folgende aus: 1) Firihsazi, Gauname. Einh. Ann. z. J. 823 (Mon. Germ. Scr. I, 211): in Saxonia, in pago qui vocatur Firihsazi. Ekkeh. chr. univ. (ebd. VI, 171): in pago Firihsaze (geschrieben 11/12 Jahrh.) 2. Förste im Kr. Osterode. Orig.-Urk. v. 990 (Mon. Germ. Dipl. II, S. 474): in villis Motlevingerod, Foresazi et Hadilvingarod dictis. In einer Fälschung des 12. Jahrh. (ebd. S. 862) wird derselbe Ort Vorseza genannt. 3) Neuses, Kr. Coburg. 914 Niuseze, 1155 Niusazen, 1149 Nuiseze[2]. 4) Nauses b. Ronshausen, Kr. Rotenburg.

---

[1] Vgl. dazu Eickhoff, Die älteste Herzebrocker Heberolle, 1882, S. VII, der die niederdeutschen Namen auf — seton als Dative Plur. des starken Neutrums setia- Sitz erklärt.

[2] Förstemann, Altdt. Namenbuch II, 2^3, 403; Riemann a. a. O. 26.



Orig.-Urk. v. 1003 (Mon. Germ. Dipl. III, S. 61): ad locum qui dicitur inferior Nuuuisazi. Später wird derselbe Ort Newesesse genannt[1]. 5) Neuses im Kr. Gelnhausen, ca. 1000 Nyuusaze[2]. 6) Neusis im Kr. Rudolstadt heißt nach Sigebotos vita Paulinae 21[3] i. J. 1105 Nuisaza, allerdings ist die Stelle nur in einer Handschrift des 15. Jahrh. überliefert. 7) Neusitz im Kr. Kahla heißt 1140 Nuwesecen, 1157 Nuiseze[4]. 8) Neusass bei Schöntal in Württemberg nennt eine Urkunde von 1157 locum Nuwesezen, in derselben Urkunde wird es aber auch erwähnt als allodium quod Nuweseze dicitur[5]. 9) Neusäss in der Pf. Augsburg heißt in einem Nekrologium des 11. Jahrh., das aber nur in Handschrift des 16. Jahrh. erhalten ist, Niusaeze[6]. 10) Ottensoos im Nordgau heißt 903 Otunassaz[7], später Otenessâze[8]. 11) Waldsazi, ein Gau westlich von Würzburg. In pago Waltsâzzi vocato 779 nach einer Niederschrift aus der Zeit nach 995, aber nach alter Vorlage[9], in pago Waltsaze 772[10] nach Hschr. des 12. Jahrh. 12) Wolzeden bei Emden heißt im 10. Jahrh. Waldsation[11]. 13) Winklsass bei Assenhofen (Niederbayern). Winchilsaza 11. Jahrh.[12], Winchilsazin 13. Jahrh. (Mon. Germ. Scr. XVII, 616), Winkelsaize (d. i. -sâze) 1080[12], Winchilsazzon 1110, Winchelsaz ca. 1150[13], Hoholt de Winchilsaza vor 1091 (Freis. Trad. II, 327), Diemudis de Winchel-

---

[1] Förstemann a. a. O.

[2] Förstemann a. a. O.

[3] Dobenecker, Reg. Dipl. hist. Thur. I, nr. 1022: praedia quaedam ... adjacencia id est Nuisaza....

[4] Förstemann a. a. O.

[5] Wirt. Urk.-B. II, Nr. 358, S. 108 f.

[6] Mon. Germ. Necrol. Germ. I, 68.

[7] Förstemann II, 1 [3], 259.

[8] Mon. Germ. Scr. VII, 247.

[9] In der bekannten Würzburger Markbeschreibung, abgedr. z. B. in Braunes Ahd. Leseb. [7], S. 6 f. (Danach hier zitiert.)

[10] Stengel, Fuldaer Urk.-B. I, 1, 97.

[11] Förstemann II [2], 1540.

[12] Förstemann ebd. 1622.

[13] Oesterley, Hist.-Geogr. Wrtbch. 771.

saeze 1220—1230 (ebd. 428). Diese Aufzählung mag genügen. Die Namen Aufsess (1114 u. sp. Ufsaze) und Gossensaß (1218 Gocensaz), die ebenfalls in Betracht kommen, habe ich schon früher zur Erklärung herbeigezogen[1].

Alle diese Namen zeigen, wie man sieht, denselben Wechsel der Formen, oft auch bei einunddemselben Namen, wie der Name Elsaß. Dem Alisaz, Elisaz, Elsaz entspricht: Gossensass (Gocensaz), Neusass, Otunassaz, Winchelsaz, den Dativen Elisaze und Elisaza: Firihsaze, Waltsaze, Winchilsaza, dem weiblichen Nominative Elisâza, mhd. Elsâse, steht Nuisaza, Otenessâze, Ufsaze zur Seite. Der späten Form Elses und ihrem früher belegten Dative Elseze entsprechen Vorseza, Neuses, Nuiseze, Newesesse, Nuwesesse[2]. Das aus der schwierigen Form Elisaziun erschlossene *Elisâzi hat sein Gegenstück in Nuwisâzi, Firihsâzi, Foresâzi, Waltsâzzi, die entsprechende mhd. Form *Elsaeze in Niusaeze, Winchelsaeze. Den Pluralformen Elisazon, Elisazen, Elsassen sind gleichgebildet Winchilsazzon, Niusazen, einer Pluralform *Elisazin entspricht Winchilsazin, der Form Elisaziun, deren Richtigkeit wir immerhin als möglich erkannt haben, entspricht genau, allerdings in niederdeutscher Lautform, Waltsation.

Der Name Elsaß steht demnach durchaus nicht allein, es gibt vielmehr eine Reihe ihm genau entsprechender Bildungen. Es trifft aber auch nicht zu, wenn Herr[3] sagt, kein Name habe so viele Wandlungen durchgemacht oder[4] die Entwickelung des Namens mache den Eindruck des Suchens nach etwas, das man sich gern klar machen wollte, es sei keine stetige und logische Weiterbildung vorhanden. Die Entwickelung des Namens entspricht im Gegenteil vollkommen der der verwandten Namen. Das Schlußergebnis war bei den

---

[1] Reichsld. E.-L. III, S. 253.

[2] Herr glaubt (Jahrb. 31, S. 28, Anm. 3, daß hier saz in sez umgelautet sei. Eine unmögliche Annahme, da ja hier kein i in der Endung folgte. Es liegt vielmehr altes ë vor.

[3] Zs. 29, S. 14.

[4] Jahrb. 31, S. 50.



einzelnen Namen allerdings verschieden: während bei Elsass, Gossensass, Neusass, Winklsass sich die Form auf sass durchsetzte, haben sich bei den übrigen teils ses, teils säss und noch andere Formen Geltung zu verschaffen gewußt. Sehr wichtig ist, daß sich unter diesen Namen auch zwei Gaunamen befinden. Damit wird der einzige Einwand, den ich selbst gegen die bisherige Deutung des Namens Elsass als zu Recht bestehend bezeichnet hatte[1], daß nämlich ähnliche Bezeichnungen nur für Ansiedelungen, aber nicht für größere Gebiete zu belegen seien, hinfällig.

Was bedeuten nun alle diese Namen? Im Allgemeinen bestehen die deutschen Ortsnamen aus zwei Bestandteilen, dem Grundworte und dem diesem vorgesetzten Bestimmungsworte. Als Grundwort ergibt sich in unserem Falle saz[2], sëz, sâza (mhd. sâze) und sâzi (mhd. sæze). sëz ist schon im Althochdeutschen belegt in der Bedeutung «Sitz, Niederlassung», saz und sâza kommen im Ahd. nur in Zusammensetzungen, wie bisaz und hisaz, mansus, hussâzza 'domus,[3] vor. Im Mhd. sind sie auch alleinstehend überliefert, es ist also wohl möglich, daß sie auch im Ahd. bereits so bestanden und nur zufällig nicht belegt sind. Anders verhält es sich mit sâzi. Dies hat höchstwahrscheinlich niemals selbständig bestanden, sondern die Formen auf -sâzi sind eine besondere Art von Kompositionsbildungen, wie sie sich auch sonst im Deutschen finden. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß der zweite Kompositionsteil, einerlei welches Stammes er ursprünglich ist, als ja-Stamm erscheint und das ganze Kompositum ohne Rücksicht auf das Geschlecht des zweiten Teiles, nach dem sich doch sonst das Geschlecht der Komposita richtet, Neutrum wird. So wurde zu bein, das a-Stamm ist, gebildet chinnibeini, zu marka «Grenze» (ô-Stamm) untarmerki «Kluft, Scheidung», zu land (a-Stamm) elilendi, mhd. ellendi «Ausland, Fremde»[4]. So konnte zu sâza gebildet werden

---

[1] Zs. 30, S. 48 f.

[2] Dies hat zuerst Zeuß gesehen (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 318).

[3] Graff, Sprachschatz, VI, 303.

[4] Vgl. Kluge, Nominale Stammbildungslehre 2, S. 38; Wilmanns, Dt. Gramm. II, S. 238 f.

firihsâzi. nuwisâzi, waltsâzi[1] und auch *Alisâzi, *Elisâzi.

Als dem Grundworte vorgesetzte Bestimmungsworte ergeben sich bei den zum Vergleiche angezogenen Namen teils Personennamen, wie bei Gossensass (Sitz des Gozzo = Gottfried) und Ottensoos (Otunassaz, Sitz des Otwin?), teils Appellativa, wie bei Firihsâzi, Waldsâzi, Winklsass, teils Präpositionen, wie bei Förste (Foresazi) und Aufsess (Ufsaze), teils ein Adjektivum, wie bei den verschiedenen Neusass usw. Das Bestimmungswort des Namens Alisaz, das früher und noch bis in neuere Zeit fälschlich mit dem Namen der Ill in Verbindung gebracht wurde[2], erkannte bereits Graff[3] als eins mit dem Pronominalstamm alja-, lat. alio-, und Zeuß[4] führte dies weiter aus, indem er Alisaz als «anderer Sitz, Ausland» erklärte. Stützen für diese Deutung bieten sich in anderen ahd. mit ali- zusammengesetzten Bildungen, wie alilandi, elilendi «Ausland», elibenzo «alienigena», aliarto «von anderer Sprache» u. a.[5]. Sie ist die einzige, die man als sprachwissenschaftlich begründet bezeichnen kann. Auch Herr erkennt dies an[6], erhebt jedoch sachliche Einwände und glaubte sie auch sprachlich bemängeln zu sollen. Es sei gestattet, seinen sprachlichen Einwand, den er allerdings in seiner letzten Veröffentlichung bedeutend zurücktreten läßt, gleich jetzt, da wir noch bei der sprachlichen Seite der Untersuchung sind, vorwegzunehmen.

Herr meint[7], daß saz, wenn es Sitz bedeuten sollte, unbedingt einen Bewohnergenitiv vor sich haben müßte, wie Gocensaz (Sitz des Gozzo) und Ufsaze, welch letzteres er fälschlich als «Sitz des Ufo» erklärt. Demgegenüber habe ich bereits in meiner ersten Erwiderung betont[8],

---

[1] Herr führt (Jahrb. 31, S. 28, Anm. 3) dieses sazi auf gasazi zurück, das sich in sazi, saz, sez usw. verkürzt habe. Eine solche Verkürzung mit ga gebildeter Nomina kommt aber in keiner germanischen Sprache vor.

[2] Vgl. Herr Zs. 29, S. 14 f., Jahrb. 31, S. 46 ff.

[3] A. a. O. I (1834), S. 223.

[4] A. a. O.

[5] Vgl. Zs. 29, S. 22, u. 30, S. 47, auch Jahrb. 31, S. 24.

[6] Zs. 29, S. 69 und Jahrb. 31, S. 24.

[7] Zs. 29, S. 23.

[8] Zs. 30, S. 48.

daß in Ufsaze keineswegs ein Personenname zu suchen ist, sondern daß es mit ûf «auf» zusammengesetzt ist und die erhöhte Lage des Ortes bezeichnet[1]. Nunmehr aber weise ich noch hin auf die oben klargelegten Bestimmungsworte der verwandten Namen. Aus ihnen ergibt sich unwiderleglich, daß saz in der Bedeutung von «Sitz» sehr wohl auch mit

---

[1] In seiner Schlußbemerkung (Zs. 30, S. 616f.) gibt Herr zu, daß, wenn in Ufsaze ein Eigenname stecke, es Ufensaze heißen müßte. Es sei aber die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es früher so geheißen habe; in uf die Präposition «auf» zu sehen, sei, wie auch bei Aufkirchen, das ich noch beigezogen hätte, nur ein Notbehelf. Tatsächlich habe das Sprachgefühl auch etwas dabei zu sagen. Wohl ebenfalls aus seinem unfehlbaren Sprachgefühle heraus belehrt er mich dann später (Jahrb. 31, S. 28, Anm. 2): «Ufsaze als «Sitz auf der Höhe» erklären zu wollen, ist doch zu gewagt; das konnte so niemals ausgedrückt werden». Ich muß gegenüber meinem «Notbehelfe» Herrs Vermutung, daß Ufsaze früher Ufensaze geheißen habe, einfach als eine Ausflucht bezeichnen, mit der er meiner begründeten Einwendung ausweicht. Er hat sich nicht einmal die Mühe genommen, Beweise für den Verlust der Genitivendung zu suchen, sonst hätte er sehen müssen, daß er sich völlig auf falschem Wege befand. Tatsächlich treten nämlich mit uf zusammengesetzte Ortsnamen bereits in so früher Zeit auf (z. B. Ufhusin 769 Freis. Trad. I, S. 63, Ufhusen 863 St Gall. Urk.-B. II, Nr. 575), daß es ausgeschlossen ist, da schon einen Abfall von en zu vermuten. Gegenüber seiner Behauptung, daß erhöhte oder überragende Lage nicht durch Verbindung mit uf habe ausgedrückt werden können, weise ich einfach hin auf ahd. ufhimil (der Himmel oben, vgl. Braune, Ahd. Lesebuch, Glossar) ferner auch mhd. ufspitze «oberste Spitze» (Lexer III, 1718), nhd. aufbrämen «oben verbrämen» (Grimms Wtb.). Eine Mühle bei Colmar, bei der sich eine Zeitlang das Kloster Unterlinden befand und die von den Colmarer Mühlen am weitesten oben am Mühlbach lag, hieß die Ufmühle; eine Urkunde von 1507 (Bez.-Arch. Colmar, Kl. Unterlinden 15,1) sagt von ihr: «Die mülin . . . genannt die uffmülin oder Stumpffelmülin zu Colmar vorm Kercker thor uff dem mulbach gelegen, und ist die oberst mülin». Derjenige der fränkischen Gaue Badens, der am weitesten rheinaufwärts lag, hieß der Ufgau. Von Aufseß (Ufsaze) selbst sagt G. v. Heeringen (Das maler. u. rom. Deutschld. II[2], S. 128), daß es über das Tal gebietend emporrage. Man wird also die Zusammensetzungen mit uf und ihre von mir (und schon von Grimm) angenommene Bedeutung trotz Herrs Sprachgefühl als gesichert ansehen dürfen.



anderen als Personennamen verbunden werden konnte. Den Einwurf, daß Namen wie Neuseß zu jung seien, um beweiskräftig zu sein [1], wird Herr nach seinen eigenen neuerlichen Ausführungen [2] wohl nicht mehr aufrecht erhalten wollen, und die übrigen Namen, die wir beigebracht haben, sind z. T. noch erheblich älter.

Der sprachliche Einwand Herrs ist also erledigt, und wir können nunmehr die Erklärung und Herrs Bedenken gegen sie vom sachlichen Standpunkte betrachten.

Herrs Haupteinwand ist der, daß es unverständlich sei, wie ein erobernder Stamm dem von ihm in Besitz genommenen Lande dauernd die Bezeichnung «Fremdland» oder «Ausland» habe geben können. Zur Beantwortung dieser Frage ist es vor allem nötig, sich nach Möglichkeit darüber klar zu werden, von wem der Name ausgegangen ist. Das Elsaß ist bekanntlich zur Zeit der Völkerwanderung von den Alemannen in Besitz genommen worden. Es erscheint zunächst am natürlichsten, ihnen auch die Bildung des Namens zuzuschreiben. Er könnte dann wieder entweder bei denjenigen Alemannen entstanden sein, die sich im Lande niederließen oder bei ihren in den früheren Sitzen zurückgebliebenen Stammesgenossen [3]. In beiden Fällen wäre die Bezeichnung «anderer Sitz, Ausland, Fremdland» für das von der Heimat durch den Rhein getrennte, der römischen Herrschaft entrissene Land recht wohl verständlich. Auch daß der Name, der natürlich nur so lange wirklich paßte, als das Volk die Besonderheit des erworbenen Gebietes noch empfand, sich dann doch weiter erhielt, ist nicht verwunderlich, denn Namen, die sich einmal eingebürgert haben, verschwinden nicht so schnell wieder. Wie viele Straßen z. B. in Städten heißen Neugassen, auch wenn sie schon längst nicht mehr neu sind und wenn es schon viele andere Straßen gibt, die viel neuer sind! Ebensowenig kann man den Einwand gelten lassen [4], daß es, wenn eine solche Benennung der Denkart der Völkerwanderungszeit entsprochen hätte, mehr als ein «Elsaß» hätte geben müssen, da die Stammesgebiete vielfache Verschiebungen erfahren hätten und auch sonst große Ströme

---

[1] Zs. 30, S. 617.

[2] Jahrb. 31, S. 28, Anm. 3.

[3] Vgl. Zs. 30, S. 44 f.

[4] Zs. 29, S. 21.

zwischen das neueroberte und das alte Stammesgebiet zu liegen gekommen wären. Denn es entstehen keineswegs unter gleichen Bedingungen immer gleiche Namen, sondern die Namenschöpfung geht ihre eigenen, uns großenteils noch ganz unbekannten Wege.

Es sprechen jedoch verschiedene Gründe gegen die alemannische Herkunft des Namens. Der eine liegt in dem ausdrücklichen Zeugnisse des Ermoldus Nigellus, daß die Franken dem Lande den Namen gegeben hätten[1]. Dahn[2] meint freilich, der nach Straßburg verbannte Aquitanier Ermoldus Nigellus habe nicht gewußt, daß der Name schon von den Alemannen geschaffen worden sei. Aber wissen wir es denn? Es ist ja nirgends überliefert, sondern der einzige Bericht darüber ist eben der bei Ermoldus Nigellus, der ihn den Franken zuschreibt. Wir müssen diesen so lange für richtig halten, als wir nicht das Gegenteil beweisen können, umsomehr, als der Lobredner Ludwigs und Pippins in historischen Dingen durchaus nicht als unzuverlässig gilt. Seine Angabe wird außerdem bestätigt — das ist der zweite Grund — dadurch, daß der Name des Elsasses und der Elsässer tatsächlich vor der Eroberung des Landes durch die Franken nicht auftritt. Ja, er findet sich noch nicht einmal bei Gregor von Tours (6. Jhdt.), der doch in seiner Historia Francorum bei der Erwähnung Straßburgs den Namen Elsaß gewiß genannt hätte, wenn er ihm bekannt gewesen wäre[3]. Er taucht vielmehr zuerst auf in der sog. Fredegarschen Chronik (ungefähr Mitte des 7. Jhdts.), scheint sich also, da er dem Gregor von Tours noch unbekannt war, seit der Eroberung des Landes durch die Franken ganz allmählich entwickelt zu haben und erst im 7. Jahrhundert bekannter geworden zu sein. Das paßt auch sehr gut zu des Ermoldus Angabe, denn dieser sagt ja nur, daß der Name von den Franken stamme,

---

[1] In laudem Pippini I, 78: Cui nomen Helisaz Francus habere dedit.

[2] Die Könige der Germanen IX, 1, S. 78.

[3] Es ist sehr schade, daß Gregor den Namen nicht nennt, denn da er den Namen Straßburgs in unverschobener Form (Strateburgum und Stradeburgum) bringt, hätte er wohl auch den des Elsasses in dieser Gestalt überliefert. Dies würde die Erklärung desselben sehr erleichtern.

nicht aber, daß sie ihn gleich nach der Einnahme aufgebracht hätten[1].

Einen dritten Grund gegen die alemannische Herkunft des Namens könnte man noch darin finden, daß sich die mit sass, sess usw. gebildeten Ortsnamen nach Förstemann auf alemannischem Gebiete so gut wie gar nicht nachweisen lassen: nur ein einziger der bei Förstemann aufgeführten einschlägigen Namen, Wegesaza[2], liegt auf alemannischem Boden, alle anderen auf bayrischem, sächsischem und ganz besonders auf fränkischem Gebiete. Dazu stimmt, daß Heilig[3] badische Ortsnamen auf sass nur aus der Gegend nördlich der Murg, also aus dem fränkischen Teile Badens, anführt; die beiden südlich der Murg gelegenen Orte Fürsatz und Neusatz sind, wie schon ihre heutige Namensform andeutet, nicht mit sass, sondern mit satz, welches Heilig fehlerhafter Weise von sass nicht geschieden hat, zusammengesetzt.

Sprechen so literarische, historische und ortsnamenkundliche Zeugnisse gegen die alemannische und für die fränkische Herkunft des Namens, so ergibt sich auch aus der ganzen Lage, in der sich die Franken dem eroberten Land gegenüber befanden, daß der Name recht wohl von ihnen ausgehen konnte. Das Elsaß war damals «linksrheinisches Alemannenland unter fränkischer Hoheit und Verwaltung»[4], es waren also fränkische Beamte im Lande, außerdem aber nach Ermoldus Nigellus auch Bauern[5]. Beide saßen unter stammfremder Bevölkerung, mochten sich wohl manchmal nicht recht wohl fühlen und waren somit ganz berechtigt, ihren Aufenthaltsort als einen «Sitz in der Fremde», als «Ausland» zu bezeichnen, selbst wenn man diesem Ausdruck eine abfällige Bedeutung beilegen will[6]. Eben-

---

[1] Die Renaudsche Uebersetzung (Jahrb. 2. S. 65) der Ermoldusstelle «Elsaß wird es genannt, seit es der Franke besitzt», ist demnach historisch nicht einwandfrei.

[2] Altd. Namenbuch II[2], 1566.

[3] Die Ortsnamen des Großh. Baden, S. 65.

[4] Bloch im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1900, S. 39.

[5] Terra antiqua, potens, Franco possessa colono. In laud. Pipp. I, 77.

[6] Die abfällige Bedeutung, die für uns in dem Ausdruck «Fremdland» liegt und die durch den heutigen Sinn des ursprünglich mit «Elsaß» fast synonymen alilandi, elilendi, Elend, sich noch

sogut konnten natürlich die daheim gebliebenen Franken, denen die Lage ihrer ausgewanderten Stammesgenossen bekannt war, dem neuen Lande diese Bezeichnung geben. Am wahr-

---

mehr aufdrängt, ist es nämlich besonders, die den Einwänden, die gegen die von Zeuß aufgebrachte Erklärung erhoben werden (vgl. z. B. Straßburger Post 1903, Nr. 921), auch dem von Herr, zugrunde liegt. Herr verwahrt sich freilich in seiner Schlußbemerkung (Zs. 30, S. 616) dagegen, daß er dem Namen einen abfälligen Sinn untergelegt hätte, und behauptet, nur ich legte auf das Wort «Elend» einen Nachdruck, um ihm etwas Derartiges zu unterstellen. Man lese aber, was Herr in seinem ersten Aufsatze (Zs. 29, S. 21) bei der Besprechung von Elsaß = Fremdsitz sagt: «Sollte man wirklich für möglich halten, daß sie ihr schönes Land, das sie den Alemannen und Keltoromanen abgenommen, in dem sie sich häuslich niedergelassen hatten, ein Fremdland genannt hätten?» Ich meine, wer darin keinen abfälligen Sinn von Fremdland erkennen will, der muß kein Deutsch verstehen. Es ist auch nicht richtig, daß nur ich auf das Wort «Elend» hingewiesen hätte, das Wort muß vielmehr bei der Etymologie des Namens unter allen Umständen herbeigezogen werden, auch Herr hat daran erinnert, (Zs. 29, S. 22), und in Kluges Wörterbuch wird der Name Elsaß unter dem Stichwort «Elend» behandelt. Daß aber, wie gesagt, dieser Name, ebenso wie Elend, nicht notwendig einen üblen Beiklang zu haben brauchte, habe ich in meiner Erwiderung eingehend dargelegt und verweise auf meine dortigen Ausführungen (Zs. 30, S. 46 f.). Herr scheint diese allerdings nur sehr flüchtig gelesen zu haben, sonst könnte er nicht in seiner Schlußbemerkung (ebd. S. 606) behaupten, die Flurbezeichnung «am Elend» = «an einem anderen Gelände» hätte keine Beweiskraft, denn sie würde auf jedes Gewannstück passen, da jedes an einem anderen Gelände läge. Daß aber «an einem anderen Gelände» hier so viel heißen sollte, wie «an einem fremden Gelände», ging deutlich daraus hervor, daß vorher gesagt war, es handle sich um Flurteile an der Gemarkungsgrenze. Ein ähnlicher Gebrauch von «Elend» scheint übrigens vorzuliegen in dem Namen der Marienstatue «Maria-Ellend» bei Fischament, die, wie mir J. W. Nagl in Wien freundlichst mitteilt, früher auf dem anderen Donauufer gestanden haben soll. — Auch rücksichtlich des Begriffs des Unbekannten ist Herrs Erwiderung verfehlt. Er hehauptet (ohne es zu beweisen), seine Vermutung, ali habe im Ahd. den Mitbegriff des Unbekannten, stehe durchaus nicht in der Luft. Daß dieser später verloren gegangen sei, habe er nicht bestritten. Letzteres hatte ich aber gar nicht behauptet, sondern ich hatte gesagt, daß nicht alle ahd. Bildungen mit ali- diesen Begriff enthielten, er also nicht notwendig in diesem Bestimmungswort liegen müßte. Die Widerlegung



scheinlichsten ist eigentlich, daß der Name sich im Verkehr zwischen den im Elsaß Angesiedelten oder Amtierenden und den Zurückgebliebenen entwickelt hat, also beide an seiner Schöpfung beteiligt waren.

Die fränkische Herkunft des Namens ist wichtig für die Beurteilung der Grimmschen Ansicht, daß der Landname aus dem Bewohnernamen entstanden, der Letztere also zuerst dagewesen sei. Die formellen Schwierigkeiten dieser Auffassung sind schon früher dargelegt worden[1], es wird sich aber gleich zeigen, daß sie auch sachlich nicht zu halten ist[2].

---

ist H. schuldig geblieben. Die mit ali-, eli- zusammengesetzten Personennamen, die Herr, eben weil er diesem Bestimmungsworte durchaus einen Hinweis auf etwas Unbekanntes unterlegen wollte, mit anderen Stämmen verbinden möchte (Zs. 29, S. 22, Anm. 1 und Zs. 30, S. 616), können, wie hier in Ergänzung und Berichtigung meiner darauf bezüglichen Ausführungen bemerkt sei, weder für noch gegen die Anname eines abfälligen oder auf das Unbekannte weisenden Untertons von ali-, eli- geltend gemacht werden. Ein Name wie Unfrid (Förstemann a. a. O. I², 1479) scheint zwar zu beweisen, daß man sich auch vor Namen mit offenbar üblem Sinne nicht scheute, aber im allgemeinen kann man sagen, daß die Personennamen in ahd. Zeit bereits eben so wenig eine bestimmte Bedeutung hatten wie heutzutage. Die Namenbildung war damals zwar noch lebendig, wurde aber bereits ganz mechanisch aus dem älteren Vorrat und nach vorhandenen Mustern geübt Es konnte also z. B., wenn der Vater Eliland hieß (dieser Name ist bezeugt Förstemaun a. a. O. I², 82), und die Mutter Hiltgart, für die Tochter ganz gut ein Name Elihilt (ebenfalls bezeugt, vgl. ebd.) zustandekommen, der doch gar keinen Sinn gibt. Darum kann man ruhig in diesen Namen dasselbe ali- usw. voraussetzen, welches zur Bildung von Alisaz verwendet ist. (Vgl. Feist, Zsch. f. d. dt. Unterr. 1913, 433f. und bes. Edw. Schröder, Die deutschen Personennamen, S. 10f.)

[1] Vgl. meine Ausführungen in Das Reichsland Elsaß-Lothringen III, 253 und Straßb. Post 1903, Vogesenblatt Nr. 19. Auch Herr spricht sich (Zs. 29, S. 8 u. Jahrb. 31, S. 28) in meinem Sinne aus.

[2] Eine Stütze scheint Grimms Ansicht allerdings in der schon erwähnten Descriptio Theutoniae zu finden. Die Stelle derselben (Mon. Germ. Scr. XVII, 239) lautet: «Est locus in Theutonia, qui Alsatia nominatur . . . Dicitur hic locus Alsatia latine ab Alsa fonte seu fluvio, teutonice vero dicitur Elsase [et] ab incolis nominatur». Hier wird also auch behauptet, daß das Elsaß nach seinen Bewohnern benannt sei. Die ganze Stelle wird aber unsicher



Wenn nämlich die im Elsaß wohnenden fränkischen Beamten und Bauern als die im fremden Lande hausenden, als die anderssitzigen bezeichnet worden wären, nicht aber zuerst oder wenigstens zugleich das Land den entsprechenden Namen erhalten hätte, so wäre es schwer zu verstehen, wie schon Fredegar von der Bevölkerung ohne Weiteres als den Alesaciones reden konnte, da ja der Name im Gegensatz zu ihr geprägt war. Ebenso wenig konnte dann der Name eines doch nur geringeren Teiles der Bevölkerung auf das Land übergehen. Ganz anders, wenn die Namengeber vor allem das Land als Fremdsitz oder Ausland bezeichneten. Dann stand gar nichts im Wege, im Anschluß daran auch die ganze Einwohnerschaft, sich selbst und die eingesessenen Alemannen, als Elsässer, als Ausländer zu bezeichnen. Anders läge die Sache allerdings wenn man die Alemannen als Schöpfer des Namens betrachten könnte. Diese bevölkerten nach der Besitznahme das Land ganz und gar, nur in entlegenen Vogesentälern erhielten sich keltoromanische Reste. Die «Fremdsitzer» also, die nunmehr im Lande saßen, stellten tatsächlich so gut wie die ganze Bevölkerung dar, darum konnte der Name auch auf das Land übergehen. Sachlich steht und fällt also Grimms Annahme mit dem alemannischen Ursprunge des Namens, gegen den wir uns haben entscheiden müssen.

Ueberhaupt ist die deutsche Form des Bewohnernamens, die doch in Grimms Hypothese die Hauptrolle spielt und auch sonst, wie wir gesehen haben, zur Namensdeutung herangezogen worden ist, auffallend wenig belegt. Die ahd. Form Alisâzo habe ich als Namen des Volkes nirgends finden können, sondern

---

dadurch, daß das et, wie die Klammer andeutet, nicht in der Handschrift steht, sondern vom Herausgeber hinzugefügt ist. Ohne et ergibt sich kein Sinn, es würde sich aber ein solcher ergeben, wenn man das dicitur vor Elsase wegließe, denn dann würde es einfach heißen «deutsch aber wird es von den Einwohnern Elsaß genannt». Es war sehr leicht möglich, daß dem Schreiber infolge des vorhergegangenen dicitur vor Elsase dies Wort noch einmal in die Feder kam, und daß er nachher gedankenlos weiter schrieb; jedenfalls ebenso leicht, wie daß er das et vergaß. Aber auch wenn man die Stelle für richtig emendiert hält, bleibt sie weiter nichts als ein etymologischer Versuch des Mittelalters, wie solche schon früher zur Erklärung des Namens gemacht worden sind. Vgl. z. B. Herr Jahrb. 31, S. 46 f.

nur als Personennamen des 8. Jahrhunderts[1]; anscheinend dieselbe Person wird aber auch Helisezo genannt[2]. Immerhin lassen diese Personennamen die Existenz des Volksnamens erschließen. Die mhd. Form Elsâze, die man sonst in den Landnamensformen Elsâzen erblickte, habe ich als Bewohnernamen ebenso wenig entdecken können; in den deutschen Chroniken der Monumenta Germaniae, in denen das Elsaß oft genug erwähnt wird, kommt der Volksname nur einmal vor und zwar als starker Nominativ (Elsâz und Swâb)[3]. Bacmeister[4] führt noch einen Personnamen Elisaz an, der, was besonders interessant ist, an anderer Stelle mit peregrinus übersetzt sein soll, ich habe aber in Neugarts Codex Alemanniae, den er als Quelle dafür angibt, trotz alles Suchens keinen solchen Namen finden können. Gern hätte ich auch das erste Vorkommen von mhd. Elsazære, das doch als Vorstufe des heutigen «Elsässer» gelten muß, festgestellt, es ist mir aber nicht geglückt, es überhaupt aufzufinden[5], nur Socin führt[6] aus dem 14. Jahrhundert Elsesser als Personennamen an. Jedenfalls tritt der Bewohnername dem Landnamen gegenüber in auffälliger Weise zurück, und auch dies spricht dafür, daß der letztere vor ihm und nicht aus ihm entstanden ist. Wir kommen also durch die Betrachtung der deutschen Namen zu demselben Ergebnis wie Herr[7] durch die Betrachtung der lateinischen, daß nämlich der Landes-, nicht der Bewohnername das Ursprüngliche ist[8].

---

[1] Cod. Lauresh. II, S. 188, Nr. 1356.

[2] Ebd. S. 186, Nr. 1350.

[3] Oest. Reimchronik 91209.

[4] Germ. Kleinigkeiten S. 39.

[5] Natürlich will ich damit nicht sagen, daß es überhaupt nicht existiert habe, ich konnte selbstverständlich nicht die ganze Literatur durchsehen, und die Wörterbücher versagen hier.

[6] Mhd. Namenbuch S. 554.

[7] Jahrb. 31, S. 37.

[8] Meine Ausführungen (Zs. 30, S. 45) über das grammatische Verhältnis beider Namen zu einander werden dadurch natürlich nicht berührt; daß sie gleichzeitig entstanden sind, möchte ich allerdings jetzt nicht mehr annehmen.

Seine Einwände gegen die Deutung des Namens haben wir freilich nicht als zu Recht bestehend anerkennen können, sondern wir glauben bewiesen zu haben, daß sich gegen die Erklärung von Elsaß als «anderer Sitz, Fremdsitz» weder sprachlich noch sachlich etwas Stichhaltiges vorbringen läßt. Daß wir dabei von den deutschen Namensformen, und nur von diesen, ausgegangen sind, war unser gutes Recht, denn der Name tritt, wie wir schon Eingangs hervorgehoben haben, auch wo er latinisiert ist, zu einer Zeit auf, in welcher das Land bereits durchaus deutsch war, er muß also bis zum Beweise des Gegenteils als deutsch gelten.

Diesen Beweis glaubt allerdings Herr erbracht zu haben, und im Zusammenhang mit ihm stellt er seine neue Deutung auf. Zu ihrer Würdigung haben wir zunächst die lateinischen Formen des Namens zu betrachten.

III.

Die lateinischen Formen des Namens.

Daß die lateinischen oder latinisierten Formen früher auftreten als die deutschen, kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß die ältesten Quellen zur deutschen Geschichte wie auch die ältesten Rechtsaufzeichnungen unserer Vorfahren alle in lateinische Sprache verfaßt sind. Die älteste Erwähnung des Namens überhaupt findet sich in der sog. Chronik des Fredegar, die etwa um die Mitte des 7. Jahrhunderts verfaßt wurde. Dort heißt es zum Jahre 610[1]: «Anno 15. regni Theuderici, cum Alesaciones, ubi fuerat enutritus, preceptum patris sui Childeberti tenebat, a Theudeberto rito barbaro pervadetur» und kurz darauf «Theudericus . . . per pactionis

[1] Lib. IV, cap. 37 (Mon. Germ. Scr. rer. Merov. II, 138).



vinculum Alsatius ad parte Theudeberti firmavit; etiam et Suggentensis et Turensis et Campanensis, quos saepius repetibat, idemque amisisse visus est.» Die Stellen sind ebenso wichtig wie wegen ihres barbarischen Lateins schwer verständlich. In Abel-Wattenbachs Uebersetzung sind sie folgendermaßen wiedergegeben: «Im 15. Jahre seiner Regierung ward Theuderich, der nach dem Willen seines Vaters das Elsaß, wo er aufgezogen war, innehatte, von Theudebert mit Krieg überzogen» und «Theuderich . . . mußte . . . sich . . . dazu entschließen, das Elsaß durch einen festen Vertrag an seinen Bruder abzutreten, ebenso den Suggentensischen, Turensischen und Campanensischen Gau, auf die er noch öfter Ansprüche machte, ganz aufzugeben». Hier wird also sowohl das Alesaciones der ersten wie das Alsatius der zweiten Stelle mit «das Elsaß» übersetzt, dem Sinne nach zweifellos richtig. Der Form nach aber ist das erstere sicher die Bezeichnung der Bewohner des Landes, über das zweite kann man zweifelhaft sein. Das nächstliegende wäre, es gleichfalls als Bewohnernamen aufzufassen, Alsatius also als Alsatios zu nehmen[1]. Man könnte dies um so eher, als nicht lange nachher Transiuranus wohl sicher für Transiuranos steht und überhaupt der Akkusativ Plur. der 2. Dekl. bei Fredegar gar nicht selten auf us statt os ausgeht. Auch Akkusative Plur. der 3. Dekl. auf is statt es, wie sie dann in Suggentensis usw. zu erblicken wären, sind bei Fredegar häufig[2]. Herr meint jedoch[3], das Wort bezeichne das Land, sei Adjektivum, und es sei pagus zu ergänzen. Demnach stände also hier der Nominativ für den Akkusativ, bei Fredegar gleichfalls nichts Ungewöhnliches[4]. Man muß auch zugeben, daß es selbst bei Fredegars Regellosigkeit auffallend wäre, wenn die Bewohner fast in demselben Atem Alesaciones und Alsatii oder Alsacii genannt würden. Noch mehr fällt aber eine Stelle im 43. Kapitel ins Gewicht, die lautet «Chlotharius

---

[1] So tut z. B. Schubert (Die Unterwerfung der Alemannen, S. 183), auch Krusch sieht es im Index seiner Fredegarausgabe offenbar so an. Vgl. auch das Reichsland Elsaß-Lothringen III, S. 253.

[2] Vgl. Haag, Die Latinität Fredegars S. 42 u. 44.

[3] Zs. 29, S. 10 u. 20 u. Jahrb. 31, S. 33 f.

[4] Vgl. Haag a. a. O. S. 65.

com in Alesacius villa Marolegia . . . accesserat ». Man wird hier kaum umhin können, Alesacius einfach für den Landnamen zu nehmen[1]. Ganz zweifellos als Landname erscheint aber das Wort im folgenden Jahrhundert. Dies beweisen Wendungen wie «Franci in Saxonia . . . et Deotbaldus in Alsatius»[2], «in Alisacius et Mordenavia et Brisgavia», «tam in Alisacius quamquae in Mordinnavia[3]. Besonders wichtig ist für diese Frage auch die interessante Stelle des Ermoldus Nigellus, wo dieser das Elsaß personifiziert und anredet[4]. Sie lautet in der Handschrift folgendermaßen:

Quae, Helisacie, tuus gignit amoenus ager.

Pertz glaubte, in dem Vokativ Helisacie einen Fehler sehen zu sollen, wahrscheinlich, weil der Pentameter dadurch eine Silbe zu viel hat, auch stieß er sich vielleicht an der Endung ie, er setzte deshalb in seiner Ausgabe[5] statt dessen ein Helisacci. Das doppelte c ist aber durchaus unberechtigt und durch keine der sonst überlieferten Namensformen gestützt, außerdem wird der Vers auch so nicht einwandfrei, denn das i des Vokativs ist lang, während an dieser Stelle eine kurze Silbe stehen muß. Des Ermoldus Metrik ist zwar keineswegs mustergültig, aber man darf ihm doch nicht einen Fehler hineinkorrigieren. Dümmler hat denn auch in seiner Ausgabe des Dichters[6] die schon von Mone vorgeschlagene Korrektur Helisace in den Text aufgenommen. Durch sie entsteht allerdings ein richtiger Vers, auch ist die Streichung des i sicher weniger gewagt als die Hinzufügung eines unberechtigten c. Aber die Form selbst macht Schwierigkeiten. Ein dazu vorauszusetzender Nominativ Helisacus stände ebenso allein wie der für Pertzens Korrektur anzunehmende Nominativ Helisaccius, es wäre also nur möglich, hier

---

[1] In Kruschs Index wird allerdings auch diese Stelle unter dem Bewohnernamen aufgeführt.

[2] Ann. Guelf. z. J. 745 (Mon. Germ. Scr. I, S. 27).

[3] Im sog. Testament des Fulrad v. St. Denis (Wirt. Urk. B. I, S. 18).

[4] In laud. Pipp. I, 116.

[5] Mon. Germ. Scr. II.

[6] Mon. Germ. Poetae lat. med. aevi II, S. 83.

eine deutsche Form zu suchen, sodaß Helisace für Helisaze stände. Tatsächlich kommt, wie wir ja oben gesehen haben, ein deutsches Elisaza, ein weiblicher Nominativ, vor, und bei diesen Nominativen findet sich schon in alten Quellen gelegentlich die Endung e statt a. Nur ist nicht recht zu verstehen, warum Ermoldus, wenn er eine deutsche Form nehmen wollte, nicht das zu seiner Zeit sicher gebräuchlichere Helisaza angewendet haben sollte. Also keine der beiden Besserungen befriedigt. Es ist aber überhaupt nicht nötig, von der Lesart der Handschrift abzugehen. Der Pentameter läßt sich allerdings nur lesen, wenn man Helisacie viersilbig auffaßt, also Helisacje liest. Derartiges kommt bekanntlich schon in der klassischen Latinität vor (vgl. Vergil Aen. I, 2). Um so eher kann man es voraussetzen bei einem Dichter, der Theodosius gleichfalls viersilbig mißt[1], dem siebenfüßige Hexameter unterlaufen[2], und der Caesarea, um es in den Vers zu bringen, in Caesera verwandelt[3]. Auch der Vokativ auf ie braucht keinen Anstoß zu erregen. Für das klassische Latein heißt die Regel bekanntlich, daß die Eigennamen auf ius den Vokativ auf ī bilden, nicht aber die von Eigennamen abgeleiteten Adjektiva, selbst wenn sie substantiviert sind. Es heißt also Laertie in der Anrede an Odysseus, Cynthie und Delie in der an Apollo, und in Anlehnung daran braucht ein Helisacie bei Ernoldus Nigellus wahrhaftig nicht zu befremden. So haben wir also als Landnamen außer Alisatius, Alsacius noch Helisacius. Die Stelle bei Ermoldus beweist aber noch mehr. Denn es ist doch klar, daß bei einer solchen Anrede nicht etwa «page» zu ergänzen ist, sondern für den Dichter muß Helisacius schon allein, ohne irgendwelchen auch nur gedanklichen Zusatz, «Elsaß» bedeutet haben. Darum glaube ich auch nicht, daß bei Fredegar, wie Herr meint, zu dem Alsatius das Wort pagus zu ergänzen ist. Der elsässische pagus wird auch, wo er sonst erwähnt ist, immer pagus alisacensis, alisacinsis usw.,

---

[1] In hon. Lud. IV, 273, allerdings ist da wohl das eo als Diphthong zu lesen.

[2] Ebd. III, 31. Dümmler hat durch Korrektur die richtige Fußzahl hergestellt, Pertz gibt den Text der Handschrift wieder.

[3] Ebd. IV, 515.

niemals aber, weder in den von Herr gegebenen Belegstellen, noch in den außerdem von mir selbst gesammelten, pagus Alisacius oder Alsatius genannt. Zudem erscheinen an der fraglichen Fredegarstelle (IV, 37) die Worte Suggentensis et Turensis et Campanensis, zu denen allerdings wohl sicher pagus zu ergänzen ist, keineswegs mit dem vorhergehenden Alsatius syntaktisch so eng verbunden, daß die Ergänzung auch für dies mit gelten müßte[1]. Noch weniger ist an eine solche zu denken an der anderen Stelle (IV, 43: in Alesacius villa Marolegia) und erst recht nicht bei denen aus späterer Zeit, wo Alsatius ohne Weiteres dem Saxonia und Mordenavia gegenübersteht. Hinzu kommt noch, daß gerade in jener Zeit Ortsnamen auf ius, also in adjektivischer Form, sehr häufig waren, man denke z. B. an Gamundius 777 (Saargemünd. Wirt. Urk.-B. 1, 18), Parisius 759 (Mon. Germ. Dipl. Kar. I, 17) u. a.

Dies Alisatius usw. erscheint zunächst indeklinabel, erst später wird es flektiert. Helisacie bei Ermoldus Nigellus haben wir schon erwähnt, Hincmar v. Reims schreibt z. J. 870 in Elisatio[2], die Vita Brunonis (10. Jahrh.) in Alisatio[3]. Grimm und Förstemann wollten hieraus allerdings auf einen Nominativ Alisatium, Elisatium schließen, aber da diese Form sonst nirgends überliefert ist, wird man hier eher einen Ablativ des oft belegten Alisatius zu erkennen haben. Interessant ist eine Stelle des Aimoin[4], die, unter offenbarer Benutzung der Fredegarschen Chronik, lautet: «Conventus fratrum huiusmodi fuit, ut Alesatio, et Sugitensi, Turonensi quoque, ac Campanensi, comitatu Theodericus cederet.» Herr will auch hier einen Ablativ des Landnamens Alesatius erblicken. Hier ist es aber doch syntaktisch wahrscheinlicher, daß das Wort comitatu wie zu Sugitensi usw. auch zu Alesatio gehört, das Elsaß unterstand ja auch damals tatsächlich einem Grafen. Danach wäre also der Landname Alesatius hier zu einem wirklichen Adjektivum geworden, und

---

[1] Auch die oben angegebene Uebersetzung von Abel-Wattenbach zieht das pagus nicht zu Alsatius.

[2] Mon. Germ. Scr. I, 489.

[3] Ebd. IV, 264.

[4] De gestis Francorum III, 96.

als solches tritt er dann auch, unbeschadet seiner sonstigen Gattung als Substantivum, gelegentlich noch weiter auf. So sagt derselbe Hincmar, aus dem wir oben die Wendung in Elisatio anführten, einige Kapitel vorher[1]: «Lotharius . . . Hugoni ducatum Elizatium donat.» Herr sieht zwar auch hier den substantivischen Landnamen Elisatius[2] und meint, wenn es Adjectivum wäre, müßte es Elisaticus (sonst nirgends belegt) heißen, aber die Worte Hincmars z. J. 869[3] «iter in Elisacias partes arripuit» beweisen deutlich ein Elisacius «elsässisch». Dies konnte sich deshalb entwickeln, weil die älteste lateinische Namensform Alisacius Elisacius schon im 8. Jahrhundert eine Nebenbuhlerin in der nach anderen Ländernamen gebildeten weiblichen Form Alisatia hatte[4] und diese später vollkommen zur Herrschaft gelangte. Dadurch wurde Alsatius für das Adjektivum und dann auch für den Bewohnernamen frei. so daß im 9. Jahrhundert der Abschreiber einer Weißenburger Urkunde bereits von dem pagus Alsaciorum sprechen konnte[5]. Im 10. Jahrhundert wurden dann die Einwohner Alsacii und Alsatienses (letzteres von Alsatia abgeleitet) genannt[6]. Wir haben also als älteste lateinische Form den Bewohnernamen Alesaciones, der von Fredegar in Anlehnung an Burgundiones, Saxones gebildet sein wird, und den Landnamen Alsatius, Alesacius, Alisacius. Gleichfalls sehr alt ist das Adjektivum Alisacensis, Alisacinsis, Alsacinsis[7]. Später, im 9. Jahrh., tritt gerade wie bei den deutschen Namen der Umlaut auf,

---

[1] Mon. Germ. Scr. I, 475.

[2] Jahrb. 31, S. 39. Eigentümlicher Weise zitiert Herr die Stelle zugleich als Beweis gegen das Neutrum Elisatium. Dies ist ja an sich unwahrscheinlich (vgl. o.), aber durch diese Stelle wird es durchaus nicht widerlegt, denn Elizatium kann ja, wenn man es als Substantivum nimmt, gerade so gut ein Akkusativ neutrius wie masc. generis sein.

[3] Mon Germ. Scr. I, 486.

[4] Aeltester Beleg Ann. Al. z. J. 745 (Mon. Germ. Scr. I, 26).

[5] Trad. Wiz. Nr. 14. Vgl. auch Herr, Jahrb. 31, S. 37).

[6] Vgl. Mon. Germ. Dipl. II, 448, 605, 619.

[7] Vgl. Jahrb. 31, S. 35 f.

ohne sich jedoch ganz durchzusetzen, im Gegenteil wird er nach einiger Zeit wieder fallen gelassen, sodaß die Umlautlosigkeit geradezu zum Kennzeichen der lateinischen Form wird. Der Anlaut mit H, die sog. umgekehrte Schreibung (in pago Halisacinse 739 Trad. Wiz. Nr. 11, Helisacie bei Ermoldus Nigellus), ist für die Erklärung des Namens unwesentlich. Wie die älteste überlieferte deutsche oder halbdeutsche Form (Alsazas) zeigt auch Alsatius keinen Vokal zwischen l und s, wir haben aber bereits bei den deutschen Formen gesehen, daß sich aus dem später eintretenden Umlaut des A die Ursprünglichkeit des i an dieser Stelle ergibt. Der Wechsel zwischen e und i in unbetonten Mittelsilben (Alesaciones) ist bei Fredegar durchaus gewöhnlich[1]; zum Ausfall des i sind zu vergleichen das bekannte domnus neben dominus, auch warimosium (Name einer Speise) neben warmosium[2]. Wie dann in den späteren deutschen Formen der Zwischenlaut zwischen l und s ganz schwand, so wurde auch bei den lateinischen seine Unterdrückung zur Regel.

Der Name Alisacius oder Alisatius — ob man ci oder ti schreibt, ist gleichgültig, da beides vor folgendem Vokal wie zi gesprochen wurde — erklärt sich durchaus zwanglos als Latinisierung des deutschen Alisaz[3]. Ebenfalls von dem deutschen Alisaz — nicht von Alisacius — wurde dann die älteste Adjektivform Alisazensis, Alisacensis mit ihren Nebenformen

---

[1] Haag a. a. O. S. 20.

[2] Wirt. Urk.-B. I, S. 125. Vgl. auch Gröber im Arch. f. lat. Lex. VII, 27.

[3] Man könnte aus dem Alisacius schließen, daß Alisaz im Deutschen ursprünglich männlichen Geschlechtes gewesen sei, Das männliche Geschlecht von mhd. saz würde dazu stimmen, und ahd. sëz, das männlich und sächlich vorkommt, würde nicht widersprechen. Aus den deutschen Formen des Namens selbst läßt sich sein Geschlecht leider nicht erkennen; das heutige sächliche Geschlecht würde sich aber dann durch Anlehnung an andere Ländernamen erklären. Doch machen die anderen Namen auf ius (Gamundius, Parisius), die wohl sicher nicht auf Maskulina zurückgehen, den Schluß aus Alisacius unsicher.

gebildet[1]. Daß man meistens c statt z schrieb, ist nicht verwunderlich, denn das z war ein dem Lateinischen so fremder Buchstabe, daß sich unwillkürlich das c dafür eingestellt haben wird.

Herr denkt sich die Sache nun allerdings ganz anders. Ihm ist die lateinische Form die ursprüngliche[2], die deutsche ist aus ihr «durch Abstrich der Endung» gewonnen worden[3]. Natürlich konnte diese grammatische Operation nur in gelehrten Kreisen vorgenommen werden. Also vermutlich von den Urkundenschreibern. Aber die schrieben ja, wie Herr — übrigens richtig — sagt, «nach dem Gehör, ohne etymologische Studien damit zu verbinden»[4]. Also werden sie sich wohl auch nicht viel um die Endungen gekümmert haben. Aber hören wir Herr weiter. In dieser Form Alsacius oder Alsacensis, der die Endung amputiert wurde, war das c höchst wichtig. Es war beileibe nicht ursprünglich ein z-Laut — dies würde ja deutschen Ursprung des Namens wahrscheinlich machen — sondern ein k-Laut[5]. Dies geht ihm daraus hervor, daß nur sehr selten ein z dafür geschrieben wird. Wir haben oben hervorgehoben, daß der Grund hierfür vielmehr darin liegt, daß z überhaupt für das Lateinische ein fremder Buchstabe war. Daher kommt es auch, daß in wirklich lateinischen Wörtern, z. B. in feci, die Notariatsschreiber nie z anwenden, obgleich sie es dem Laute nach wohl gekonnt hätten. Dieser k Laut, der nach der lateinischen Aussprache auch jener Schreiber nach Wegfall der Endung von Rechtswegen wieder hätte eintreten müssen, wurde nun aber (nach Herr) trotzdem nicht wieder hergestellt[6], und so

---

[1] Auch bei pagus Mosalinsis, Moslinsis ist das Adjektivium aus dem deutschen Namen der Mosel und nicht aus lat. Mosella gebildet.

[2] Jahrb. 31, S. 43 u. 50.

[3] Zs. 29, S. 10, 11, 15, 46; Jahrb. 31, S. 50.

[4] Jahrb. 31, S. 35, vgl. auch S. 38.

[5] Eine Erinnerung an diesen k-Laut will Herr erblicken in dem Vokativ Helisacci des Ermoldus Nigellus. Wir haben aber oben gesehen, daß dieser gar nicht überliefert ist, sondern auf einer unglücklichen Konjektur von Pertz beruht.

[6] Jahrb. 31, S. 50.

entstand die deutsche Form Alsaz, Alisaz. Das ist alles dermaßen unwahrscheinlich und gekünstelt, setzt eine so durchaus schriftliche, studierstubenmäßige Konstruktion des volkstümlichen Namens voraus, daß sich eine ernsthafte Widerlegung gar nicht lohnt. Dieser bei der Verfertigung des deutschen Namens nicht respektierte k-Laut ist aber doch recht eigentlich der Eckstein des nunmehr zu besprechenden Herrschen Erklärungsgebäudes.

IV.

Herrs Erklärung des Namens.

Ausgehend von der Tatsche, daß vielen deutschen Gaunamen ein Flußnahme zugrunde liegt, bemüht sich Herr, auch für den Namen des Elsaß einen solchen zu erweisen [1]. Um ihn

---

[1] In seiner Schlußbemerkung behauptet Herr, ich hätte in meiner Erwiderung den Grundgedanken seiner Untersuchung, daß dem Wortbegriff (?) mit höchster Wahrscheinlichkeit ein Flußname zugrunde liege, nur nebenbei erwähnt. Demgegenüber stelle ich fest, daß ich aufgrund der oben im Text betonten Tatsache es (Zs. 30, S. 49) ausdrücklich als einwandfrei bezeichnet habe, wenn man auch in dem Gaunamen Alisaz einen Flußnamen suchen wolle. Ich weiß nicht, wie ich Herrs Gedanken noch mehr hätte anerkennen und hervorheben sollen. Nur die Art, wie er den Flußuamen findet, habe ich bemängelt. Mit seinen weiteren Ausführungen über die Gaunamen habe ich mich nicht befaßt, weil sie vom Gegenstande weiter ablagen und ich auf Wunsch des Herausgebers möglichst kurz sein wollte. Ich hätte ihnen auch nicht durchaus zustimmen können. So ist es schwerlich richtig, wenn Herr (Zs. 29, S. 25) sagt, daß fast allen Gaunamen, die sich nicht auf einen Fluß- oder Siedelungsnamen zurückführen ließen, ein Sippen- oder Herrenname zugrunde läge. (Rietschel in Hoops Reallexikon II, 126 sagt sogar, eine Bildung nach einem Personennamen finde sich bei Gaunamen nie.) Ungesucht bieten sich sofort als mit andern Bestimmungswörtern

zu finden, stellt er die Vermutung auf, daß die I l l, der einzige Fluß, der in Betracht kommen kann, früher den Namen A l i s a c a, den er aus dem nach Abstrich der lateinischen Endung übrig gebliebenen Stamm A l i s a c gewonnen hat, getragen habe. Nach ihr soll dann das Elsaß A l i s a c a g a u genannt worden sein, daraus hätte sich A l s a c i u s, p a g u s A l i s a c e n s i s usw. entwickelt. Die Deutschen hätten dann den Namen nicht verstanden und schließlich mit s a z usw. in Beziehung gebracht.

Ich habe in meiner ersten Erwiderung schon darauf hingewiesen, daß ein solcher Name für die Ill nirgends belegt ist, daß daher diese Annahme auf derselben Stufe steht, wie die von Herr selbst im Anfange seines ersten Aufsatzes gerügte Aufstellung des Namens A l s a für die Ill in der Descriptio Theutoniae. Herr behauptet zwar in seiner Schlußbemerkung und in seinen neuesten Ausführungen [1], dies sei etwas ganz Anderes, ich kann aber keinen Unterschied finden: die Descriptio Theutoniae (bezw. die vita Arbogasti, wo der Name ja auch schon vorkommt) substituiert A l s a für die Ill zur Erklärung des Namens A l s a t i a, und Herr A l i s a c a zur Deutung des Namens A l i s a c i a und A l i s a c i n s i s. Beide Namen sind nirgends belegt. Außerdem müßte man bei beiden annehmen, daß die Ill schon zur Römerzeit zwei Namen geführt hätte, von denen dann merkwürdigerweise gerade der, nach dem die erobernden Alemannen das Land nannten, der sich ihnen also am meisten hätte einprägen müssen, verschwunden wäre. Ich habe dann weiter ausgeführt, daß Herrs Zusammenstellung seiner

---

gebildet N o r d g a u, S u n d g a u, dann die im Verlaufe unserer Untersuchung genannten U f g a u, F i r i h s a z i, W a l d s a z i. Man beachte übrigens dabei, daß gerade die mit s a z i zusammengesetzten, die dem Namen Elsaß am nächsten stehen, n i c h t mit einem Wasserlaufnamen gebildet sind. Im Gegenteil ist der eine davon nach einer besonderen Eigentümlichkeit des Gebietes genannt, gerade wie das Elsaß. Und gerade er gehört zu den ältesten Namen. Man vergleiche damit Herrs Behauptung (a. a. O.), es erscheine ausgeschlossen, daß in der älteren Zeit Gaue nach besonderen Eigentümlichkeiten des Gebietes benannt worden seien.

[1] Zs. 30, S. 607 u. Jahrb. 31, S. 24.



Rekonstruktion mit ligurischen Flußnamen, wie I s c a, B r u s c a u. a., die nach seiner Ansicht ein a zwischen dem s und dem c verloren hätten, nichts beweise, weil die ligurischen Namen auf s c a bereits im 2. Jahrh. v. Chr., wo sie zum ersten Male vorkommen, ohne dieses a erscheinen, man also unmöglich annehmen könne, daß dasselbe in einem gleichgebildeten Namen mehr als ein halbes Jahrtausend später noch erhalten gewesen sei. Herr weiß darauf weiter nichts zu erwidern, als daß er sich erneut auf eine Stelle des Ptolemäus, die Zeuß anführt, die aber heute anders gelesen wird, beruft und im Uebrigen meint, die Sache lasse sich nicht so ohne weiteres erledigen.

Zum Schlusse habe ich hervorgehoben, daß, wenn wirklich dem Namen «Elsass» eine Form A l i s a c (mit c = k), wie Herr sie annimmt, zugrunde läge, daraus in deutschem Munde unbedingt nicht A l i s a z, E l s a s s, sondern A l i s a c h, E l s a c h geworden wäre, genau wie aus B r i s i a c o B r e i s a c h, aus H i l c i a c u m I l l z a c h geworden ist, und wie noch viele andere Namen auf a c h beweisen. Herr glaubt dies in seiner Schlußbemerkung damit widerlegen zu können, daß das Suffix a c von B r i s i a c o und H i l c i a c u m (er schreibt B r i s i a c und I l c i a c) anderen Ursprungs wäre als das a c a von A l i s a c a. Als ob nicht nach der hochdeutschen Lautverschiebung jedes a c (a k), einerlei welcher Herkunft, notwendig zu a c h hätte werden müssen! Die Bemerkung vollends, daß das keltische Suffix -a c o-, wie es in B r i s i a c o und H i l c i a c u m vorliegt, mit gr. οἶκος zusammenhänge, hätte Herr lieber unterlassen sollen, denn sie zeigt zu deutlich, daß er für derartige Untersuchungen sprachwissenschaftlich ungenügend gerüstet ist [1]. Mit dieser mangelhaften sprachwissenschaftlichen Schulung hängt es wohl auch zusammen, daß er bei der Besprechung des Namens B o r b e t o m a g u s Ergebnisse, die in methodischer Arbeit der keltischen Philologie festgestellt sind, einfach als «herkömmliche Auffassung» glaubt abtun zu können. Sich darauf weiter einzulassen, hat darum keinen Zweck.

Herr hat in seiner Schlußbemerkung bemängelt, daß meine Erwiderung nicht eingehend genug gewesen sei. Ich hoffe,

---

[1] Gr. οἶκος hat vorn ein w verloren (inschr. Ϝοῖκος) u. entspricht lat. v i c u s, keltisch ist es erhalten in Namen wie B o r c o v i c u s, L a t o v i c i (vgl. Walde, Lat. etym. Wtb. S. 833 f.).



diese wird seinen Wünschen besser entsprechen. Zu einer Aenderung meiner Auffassung hat sich freilich keine Veranlassung geboten: so lange Herr den von ihm vorausgesetzten vorgermanischen Namen für das Elsaß oder wenigstens einen entsprechenden Namen für die Ill nicht nachweisen kann, wird kein Grund vorliegen, die Untersuchung wieder aufzunehmen.

III.

Wolfhart Spangenberg.

Dichtungen.

Von

Fritz Behrend-Groß Lichterfelde bei Berlin.

(Fortsetzung).

Unter die Dichtungen, die Spangenberg ohne sich zu nennen, verfaßt hat, glaube ich auch die «Beschreibung des Glückhafens / welcher im Jahr Tausent / Sechshundert und Neun zu Straßburg / im Monat Oktober und November ausgangen ist» mit hoher Wahrscheinlichkeit rechnen zu dürfen. Das Büchlein, von dem sich ein Exemplar auf der Fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode findet — Pl 2207 k —, wurde zu Straßburg bei Johann Carolus 1609 gedruckt. Bei Carolus erschien Spangenbergs «Ganskönig» 1607, bei ihm seine Anbind- und Fangbriefe; beide Männer waren durch Freundschaft verbunden; der Verlagsherr war Patenonkel einer Tochter des Dichters. Carolus, der, ein rühriger und gebildeter Unternehmer, die Bücher seines Verlages mit eigenem Vorwort zu begleiten pflegte, sagt in der Dedication an den Junker Kaspar von Wilhelm, der beim Glücksspiel den besten Preis davontrug: «Also ist demnach die ganze Abhandlung dieses Geschäfts von einem guten Freund durch andere Herrn Mithilf und Beförderung zusammenverfasset und kürzlich beschrieben / auch mir dasselbig in Truck zu geben auf mein bittlich Ansuchen zugestellt worden». Der gute Freund ist Wolfhart Spangenberg, meine ich. Die Gründe sind mannigfache. Zunächst ist die Art, Gelehrsamkeit solchen leichten



Gelegenheitspoesien beizumischen, ganz Spangenbergisch: hier werden wir auf Homer, Ovid, den Historiker Dion, verwiesen, mit deren Werken, wie «Anmutiger Weisheit Lustgarten» zeigt, Spangenberg genau vertraut war. Auch Wolfgang Lazius, dessen gelehrter Commentar de re publica Romana Zeugnis ablegen muß, taucht in jenem Spangenbergischen Werk auf. Mehr will sagen, daß das Ineinsbringen des Glückspiels, das seine Wurzel im Heidentum hat, mit christlicher Satzung und die Art, wie es geschieht, durchaus Spangenbergs Feder verrät. Nicht zu verkennen ist er ferner an der Freude, allgemeine Betrachtungen einzuflechten (V. 39/41. 105 f. 195 f. 939/40). Der Sparwitz, der das Heroldsamt mit dem des Pritschmeisters zu vereinigen hat, ist sehr zahm gehalten, wie das der Spangenbergischen Muse entspricht. Gelegentlich glückt ihm ein neckischer Einfall (V. 1003/04:

> **«Hat man das Best mir für gespart:**
> **Ich hett noch gern ein Jahr drauf gwart»**

und ähnliches. Versteigt sich unser Reimschmied aber gelegentlich zu einem derberen Ausdruck (Affen, V. 112. 116), so ist auch das nicht ohne Parallele: scheut doch der sonst so zimpferliche Spangenberg in den «Fangbriefen» (S. 155 V. 87 meiner Ausgabe im Stuttgarter Literarischen Verein) vor einem «lausigten» Mönch nicht zurück. Die vortreffliche Unterredung zwischen Meister Klügling, Herrn Neid-Art und dem Phariseer, die mit wenigen Strichen sicher gezeichnet werden, vollends gemahnt an Spangenbergische Lustspielfiguren oder an den Johanniterritter, Jesuiter und Bauern (Fangbriefe S. 88 f.). Dialektworte sind spärlich; dem «losen» (V. 922, wenn Ihr mir weiter losen d. h. «zuhören wollen») entspricht ein «auflosen der Fangbriefe» (S. 56 V. 130). Sollten aber noch Zweifel bleiben, so würden sie angesichts der Reimtechnik, der ich in der Einleitung der «Fangbriefe» S. XIV f. näher nachgegangen bin, schwinden. Spangenberg steht hier noch wie 1611 auf dem meisterlichen Standpunkt Silbenzählender Technik. Die von ihm beliebten Notreime, fehlen auch hier nicht (Frist 6 Fälle, gestalt — der gestalt, gleicher gestalt, sorgsamer gestalt und ähnliches 15 Fälle, frei 36 Fälle).

Augenscheinlich hat Spangenberg auch die von Sparwitz (eine nicht gerade glückliche Neueinführung, die ich Spangenberg zurechnen möchte) bei der Festlichkeit vorgetragenen, unserer Dichtung einverleibten Verse verfaßt. Schließt doch dessen eine Ansprache mit den für Wolfart Spangenberg typischen Wunschversen (V. 705 f.):



«Darzu wünsch ich Euch all zusammen
Von Herzen Grund in Gottes Namen
Viel Glück und alle Wolfahrt / Amen».

Wenn in der Dedikation von «anderen Herrn Mithilf und Beförderung» die Rede ist, so möchte ich das auf das gegen Ende eingelegte Prosa «Verzeichnuß / was Anno 1609 auß dem Glückhaffen für Gaben kommen und welchem dieselben zugefallen» beziehen: eine Liste, die nur unter Benutzung der amtlichen Aufzeichnungen möglich war.

Die gründliche Beschreibung des Vorgangs ist abgesehen von einigen hübschen Zügen recht ledern ausgefallen: trotzdem müssen wir um der Sache willen dem Dichter Dank wissen. Der Vorgang, der bei den Lokalhistorikern, so weit ich aus den mir zur Verfügung stehenden Quellen ersehen kann, nicht erwähnt wird, verdient Beachtung. Es scheint die erste bedeutende vom Stadtregiment in Straßburg gebilligte und unternommene Lotterie zu sein. Nicht daß es an «Glückshäfen» früher gefehlt hätte, aber sie sind vorher nur eine Nebenerscheinung bei den Freischießen.

In der Straßburgischen Chronik von Kleinlawel 1625 finden sich folgende Angaben:

1570. «Ein stattlich groß Schießen zur Frist
Zu Straßburg ist gwesen
Wie auch ein Glückhaffen / darauß
Mancher ein Gab gewonnen».

Beim Jahre 1590.

«Der Burgerschaft erlaubt ein Rath
Daß sie sich exerzierten
Gschütz / Kraut und Loth jhn geben that
Damit sich erlustirten.
Dann auf den Metzer Auen man
Mit großen Stücken gschossen /
Auch richt man ein Glückhaffen an
Diß mancher wol genossen».

Wie sehr eben das Glückspiel nur eine Nebending war, ersieht man klar aus der Prosabeschreibung der Continuatio Sleidani von Schadaeus, (Straßburg 1625)[1].

[1] Auch bei dem großen Schießen zu Tübingen, 1560, das der Pritschmeister Art Lienhard Flexel besang (vgl. Uhlands Beitrag zur Geschichte der Freischießen in Hallings Ausgabe des Glückhaften Schiffs, Tübingen 1828, S. XL) spielten die Glücksspiele (beim Würfelbrett — zur Prenden —, beim Kegelplatz) eine Rolle. —



Jenes erste Schießen vom Jahre 1576 lockte ja auch die Züricher herbei und gab zu Fischarts frischem biedern «Glückhaften Schiff» Veranlassung. So mag die Schilderung, aus der wir kennen lernen, daß außer den Zürichern auch Basler Freunde mit Gaben sich einfanden, ausführlich mitgeteilt werden.

(Continuatio Sleidani III 1576. Sg. 15/16).

«Zu Straßburg hielte man diß Jahrs ein großes Schießen / beydes mit den büchsen und dem Stahl / das hette einen gantzen Monat gewähret. Die gaben waren in beyden Schießen gleich / die beste hundert / die ander neuntzig / die dritte achtzig Thaler / und so forten: Darzu sonderliche Schaupfennig gemünzt worden / auf deren einer Seiten zwo geschränkte Büchsen / auf der andern der Statt Wappen mit zweyen Löwen stunden. Im Stahl gewann Herr David Geiger das beste gantz frey und mit der Büchsen ein armer Bauer aus dem Würtemberger Land. Es wurde auch ein herrlicher schöner Triumphwagen und ein Elephant samt einem kunstreichen Schießberg zugericht. Zu diesem Schießen kamen viel Fürsten / Graffen und Herren: Insonderheit aber zwei Gesellenschiff aus dem Schweitzerland / das eine von Basel / und waren alle darauf in ganz weiß mit schwarz Sammeten Golleren bekleydet / die brachten sechs lebendige Salmen / und ein groß lebendig Rehe mit einem schwartz sammeten Halsband: Das ander von Zürich / die waren alle in Carmesinfarb mit schwarz Sammeten Gollern bekleydet / die brachten in einem ehernen Haffen / der 140 Pfund woge / ein gekochten Gris mit Milch / so zu Zürich bereitet worden und noch so warm war / daß man ihn ohn geblasen nit aus dem Haffen essen konte. Diese haben in Ueberantwortung desselben vermeldet / daß sie vielleicht von etlichen möchten ausgelacht werden / daß sie nichts anders als ein Muß bringen können / so soll männiglich wissen / daß es darumb sei geschehen / daß wo die Statt Straßburg / da Gott vor seye / Not anginge / sie zu Zürch die Speise kochen und also warm gen Straßburg liefern wolten. Diese beyde Gesellschaften als liebe Nachbaren wurden herrlich

---

Eine groß angelegte Lotterie hatte Rostock 1518 erlebt; die bildliche Darstellung van dem potte des geluckes durch Eberhard Altdorfer nachgebildet in Hirths kulturgeschichtlichem Bilderbuch I, Nr. 28. — Ueber die Glückspiele des deutschen Mittelalters unterrichtet vortrefflich Heinrich Schuster, das Spiel, seine Entwicklung und Bedeutung im deutschen Recht, Wien 1878.

empfangen / ehrlich gehalten und freundlich wider von dannen begleitet. Bey dieser Bürgerlichen Freude wurde auch ein Glückhaffen eröffnet / darinnen das beste auch hundert Thaler warent / das gewan ein armes Dienstmägdlein / so nur ein einzigen Zedel darinnen hatte».

Auch was Schadaeus vom Freischießen des Jahres 1590 berichtet, verdient Mitteilung.

(Continuatio, S. 375).

1590 «Umb dise Zeit hielte ein Ehrsamer Raht zu Straßburg ein Gesellen und Uebungsschießen mit großen Stücken und jhrer bürger und jungen Mannschaft / welches von dem 25. tag Mayens biß auf den 10. Brachmonats gewehret. Die Obrigkeit ordnet jeden Fahnen fünf und zwantzig Thaler zu verschießen. Auf Sanct Urbans Tag ward das Geschütz in zierlicher Ordnung aus der Statt hinaus vors Metzger Thor / auf einen weiten Platz geführet und stattlich begleit. Die Schützen / deren achthundert sibentzig und vier überall gewesen / in sechs Quartieren getheilet / das erste führete ein weiße Fahnen und die Schützen darunder weiße Feldzeichen. Das ander blau / das dritte rot / das vierte / darunder der Magistrat / und etliche vorneme Bürger / rot und weiß / das fünfte grün und das sechste gelb Fahnen und Feldzeichen und gingen je drei in einem Glied neben einander. Die Quartiermeister trugen ihre Federspieß / die Rottmeister jhre Züntruten / die Schützen eins Teils Musqueten / eins Teils Hacken. Man fieng täglich Morgens umb sechs Uhren an zu schießen / biß widerumb sechs auff den Abend / da sich die Schützen zu Haus begeben und das Geschütz durch ein starke Rott über Nacht bewachen und verwahren lassen. Hierzwischen wurden auch andere Spiel und Kurzweil auf dem Schießplatz angerichtet / nemblich umb schöne Schaupfenning mit viereckigten Kugeln / jtem / ein Kögelplatz / darauf ein silbern Becher das beste wer / darinnen man mit den Kugeln geworffen und sonst schwartz und weiß durch einen Trächter. Desgleichen einen Glückhaffen / darauff man auf einen Mann ein Ort deß fl. gesetzet und war das Beste sechsundsechtzig fl. und sonst viel Neben Gaben. Als nun das Schießen den gehenden Brachmonats erreichet / wurden den folgenden Morgen auf die 300 junge Knaben zum zierlichsten bekleidet / aufgebracht / welche die Gaben hinaus auf den Schießplatz geliffert / da sie auch den Gewinnern ausgeteilet und das Geschütz wider durch die Schützen in die Statt in zierlicher Ordnung begleitet worden.»

Auffällig aber bleibt, daß des wichtigeren Glückhafens, den das Stadtregiment 1609 anstellte, und der dem folgenden



Gedicht zu Grunde liegt, weder Schadaeus noch Kleinlawel gedenkt. Und doch war es ein bedeutsamer Schritt des Stadtregiments in nationalökonomischer Hinsicht. Hatte London bereits 1569 eine Lotterieziehung, deren Ueberschuß zur Unterhaltung der Seehäfen bestimmt war, drei Jahre später Paris eine solche (zur Ausstattung armer Jungfrauen) erlebt, so griff jetzt der Straßburger Stadtrat zum ähnlichen Mittel — Geldpreise wurden ja nicht gezahlt — um einem nicht zahlungsfähigen Mitbürger, dem Goldschmied Friedrich Krug, unter die Arme zu greifen. So erfahren wir es aus der Schlußrede Sparwitzens (V. 1015 ff.):

«Wenn aber einer mich will fragen /
Will ich jhm mein Bedenken sagen
Ich halt es für ein bsonder Werk
Dazu Gott hat Verstand und Sterk /
Verliehen unserm weisen Raht.
Der solchs Werk angerichtet hat /
Zu gutem jhrem Burger zwar /
Dem sonst schwerlich zu helfen war /
Das Sein mit Nutz zu legen an
Und zu zahlen manch Ehren Mann».

Die höchste, die 331. Gabe in der Ordnung wurde auf 300 fl. 7 Schilling gewertet und bestand in einer «guldenen Kette / mit glatten Gliederen / daran ein gantz guldener Straßburger Thaler». Soviel über den Gegenstand, auf den ich bei Gelegenheit des Näheren einzugehen gedenke.

Beschreibung deß Glückhafens.

1 Under der Heyden Göttin Schar /
Das Glück nicht die geringste war,
Welchs sie Fortunam nenten frey
Und hielten glaublich auch darbey /
5 Daß Alles im zeitlichen Leben
Durch das Glück wird regieret eben.
Wenn einem etwan in der Welt
Grosse Ehr / Reichthumb / Gut und Gelt
Zufiel so sagte Jederman:
10 Solch Gutthat hat das Glück gethan.
Also / wenn einer auch behend
Geriet in Armut und Elend /
Oder in Unfall sonst gemein /
So muß das Glück dran schuldig seyn.
15 Fortuna war / nach jhrem Sinn /
Alles Zufalls Regiererin.



Darumb bevliß sich jederman /
Daß Er der Göttin Huld möcht han:
Man ehrte sie, mit sonderm Vleiß /
20 Und baute ihr auch gleicher Weiß
Besondre Tempel zu der Zeit:
Ja / man hielt ihr in sonderheit
Gewisse Jahrfest, ohne Klag [1]
Am Ersten und am Sechsten Tag
25 Im Aprill Monat: da ihr dann
Göttlich Ehr anthet Jedermann.
Im Tempel Ihre Bildtniß stund /
Auff eim Rad oder Kugel rund
Weil das Glück unbeständiglich
30 Balt hie, bald dort hin wendet sich.
Und weil man auch hat wargenommen /
Wie das Glück nicht allein den Frommen /
Sondern den Bösen auch zugleich
Mittheylet seine Gaben reich /
35 Nach eignem Gutduncken und Wohn /
Ohn einig Ansehn der Person
So hat man drauß geschlossen frey
Wie daß Fortuna gantz blind sey.
Und also haben in dem Stück /
40 Die blinde Leut das blinde Glück
Verehrt mit blindem Unverstand.
Darauß jederman ist bekand /
Wie Satan hab der Leut gespott:
Wie jhr Glaub war / so war ihr Gott.
45 Homerus der kunstreich Poet /
Durch Phantasey sich untersteht
Zu helffen dieser schlimmen Sachen
Und jhr ein bessern Schein zu machen:
Der wirft das blinde Glück der gstalt
50 Ins Jupiters Glückhafen balt:
Darauß es widrumb ohn gefehr /
Genommen wird vom Jupiter:
Der damit seine Kurzweil treibt.
Dann folgend Wort Homerus schreibt:
55 «Zwey Gefäß ligen dort zumahl
In des Jupiters Himmels Saal:
Die seind gefüllt mit Gaben fein /
In diesem nur Gut Thaten sein
In jenem nichts als Böses ist:
60 Solchs mischt Jupiter jeder Frist;
Daß Ers den Menschen gab vorab.
Mancher bekommt ein gute Gab:

[1] Ovid Fast l. 4 c.

Einem andern ist nichts beschehrt |
Welchs jhm sein Trawrigkeit vermehrt».
65 Solche Manier ohn Underscheid
Glückmässiger Freygebigkeit |
Habn die heydnischen Keyser auch
Zur Nachfolgung gehabt im Brauch:
Damit sie ja in solcher Sach
70 Dem Jupiter nichts geben nach
In dem sie nach dem Glückfall haben
Außgetheilt ihre milde Gaben.
Denn Dion der Historicus
Schreibt | daß sie haben ohn Verdruß |
75 Dem Volk zum Nutzen und Gewinn |
Auf den Schauplatz lahn werffen hin
Offentlich etlich Loß Zeichen[1]
Von Holtz gemacht: Darauff deßgleichen
Ordentlich vorn verzeichnet frey
80 Der Namen Gaben mancherley:
Dann auf einem stund Essen Speiß:
Auf einem Andern gleicher weiß
Ein schönes Kleid verzeichnet war:
Auf diesem Goldt und Silber klar:
85 Auf jenem stund ein hüpsches Pferd:
Und etwan andere Gaben werth:
Was nur ein jeder an dem End |
In dem Glückfall | erwischt behend
Dasselb hett ihm das Glück beschehrt:
90 Und ward gleichsam damit verehrt.
Solcher | zufälligs Glücks Geschenken
Mag man noch heutigs Tags gedencken:
So offt man thut außgehen lassen
Ein Glückhafen: der gleicher massen
95 Daher sein Ursprung hat genommen
Und nochmals recht in Brauch ist kommen.
Wie noch geschieht zu Unser Zeit:
Doch mit solcher Bescheidenheit |
Daß man Gwinn und Verlust zuletzt
100 Nicht auf das blinde Glück hinsetzt:
Noch auf dasselbig bauet auch
Als auf ein Gott nach Heyden Brauch.
Denn was man hier empfanget fein |
Solchs alls nur Gottes Gaben seyn:
105 Denn Gott regieret alle Ding:
Und ist Nichts so klein noch gering |
Welchs anders kan und mag geschehen |
Als es zuvor Gott hat versehen.

---

[1] Wolfg. Lazius Comment. de Re publ. Rom. lib. 4. cap 9 pag. 552.

Gott ist hier | der die Gaben gut |
110 Nach seinem Willn außtheylen thut.
Das blind Glück hat hier nichts zu schaffen:
Wie ihn traumen lan etlich Affen |
Und meinen das Glück kom daher |
Ohn Gottsvorsehung | ohn gefehr:
115 Gott hab wol ander Ding zu schaffen:
Wie ich denn solcher kluger Affen
Etliche selbsten hab gesehen
Auf offentlichem Platz dastehen.
Denn als das Volk sehr tat zulaufen |
120 Da sah ich stehen underm Haufen |
Fein beyeinander auf der Fahrt
Meister Klügling und Herrn Neyd-Art |
Samt einem stoltzen Phariseer:
Die Disputierten noch vielmehr
125 Von dem Glückhafen scharpf und spitz:
Nach jhrer überklugen Witz.
Klügling | der meint | Er wolt die sachen
Viel artiger han lassen machen.
Daß es dem Pöfel gefalle baß:
130 Da mangelt diß | hie mangelt das.
Da waren jhm an Zal und Ziel
Der lähren Zettel gar zu viel:
Und auch zu wenig Gwinn und Gaben:
Weil Er nicht auch kont eine haben.
135 Dann Er forcht | Er würd lär außgehen.
Wie dann vielleicht auch ist geschehen.
Die Häfen waren ihm zu groß:
Das Grüst zu hoch: Der Platz zu bloß.
Und Sparwitz macht ihm an der stett
140 Nicht Possen | wie Ers gerne hett.
Herr Neyd Art | auch zu gleicher weiß
Die Zeen offt auf ein ander beyß |
Wann einer zu glückhaffter Stundt |
Ein Gab bekam | dem Ers nicht gunt:
145 Dann mußten jhm die Zettel fein |
Nicht nach seym Kopff gemischet seyn:
Oder es dunkt ihn, wie der Knab
In Hafen griff zu tief hinab.
Die Dint ihm durch den Zettel schlug |
150 Die war ihm auch nit gut genug.
Das macht | daß ihm sein neydisch Hertz
Voll Mißgunst stak mit sondren schmerz.
Der Phariseer stund darbey
Und sprach mit großem Hoch Mut frey:
155 Wolan | Gott hat gewißlich nun |
Mit dem Glückhafen nichts zu tun.
Es geht nicht nach dem Willen sein:
Das kan ich daran spüren fein |



Daß etliche bekommen haben |
160 Ohn alls gefahr gar gute Gaben:
Die doch nit so from seyn als ich:
Sondern heyllos und liederlich.
Man solt ja leichtlich diß verstehen:
Solt es nach Gottes Willen gehen |
165 So müsten nur allein die Frommen
Die Gaben und Gewinn bekommen;
Solt Gott an solche Tropfen denken |
Und ihnen noch viel Gaben schenken:
Das wer doch wieder seine Ehr.
170 Seht | also sprach der Phariseer
Sein Vrtheyl freventlicher maßen.
Ich konnt mein Antwort auch nicht lassen |
Und sprach: Mein Herr | sagt mir ohne Schertz
Wenn Gott nun siehet in Ewer Hertz,
175 Was meint jhr was für Frombkeit doch
Er darinn werde finden noch?
Ist nicht geistlich Hochfahrt darinn |
Ein Gottloß aufgeblaßner Sinn |
Verachtung des Nächsten darbey?
180 Meint jhr | daß größer Sünde sey?
Könt ihr den Splitter sehen zwar |
Und werd des Balken nicht gewar?
Wolt ihr drumb schäll sehen zur Frist |
Weil Gottes Gnad so gutig ist?
185 Darff dann Gott | mit dem seinen nun |
Nicht | was er will | freywillig thun?
Es seind zeitliche Gaben doch |
Welche der trewe Gott heut noch |
Beydes den Bösen und den Frommen |
190 Nach seim Wolgfallen läst zukommen.
Ob jhrs gleich könt verstehen nicht |
Warumb diß oder das geschieht;
Nur nach dem Willn Gottes allein:
Solt es darumb unbillich sein?
195 Die gantze Welt | die acht ich frey |
Daß sie gleich eim Glückhafen sey |
Darinn wir Menschen allesamen
Ligen | ein jeder nach seim Namen
Vermischt: Da keiner zu der frist
200 Des zeitlichen Guts würdig ist:
Sondern ein jeglicher hat acht |
Was Gott doch endlich aus jhm macht.
Darauf wir all zu hoffen haben.
Wem Gott austheylet seine Gaben |
205 So gibt Er dem durch milde Hand |
Viel Kunst | Weißheit | Sinn und Verstand.
Diesem Stärk und gesundes Leben:
Jenem viel Gut und Gelt darneben:

Eim andern sonst viel Gaben mehr |
210 Authoritet und große Ehr:
Etlichen gibt er geringre Gaben |
Die doch darmit genügen haben.
Ja | auch etwan eins Teils der Frommen
Wenig und wol gar nichts bekommen.
215 Das macht daß Gott zu jeder Frist,
In dem Fall Niemands schultig ist.
Gleich wie man im Glückhaffen auch
Gehabt zu jeder zeit im Brauch |
Daß man nicht einem jeden eben
220 Darumb gleich Rechenschaft muß geben |
Daß man sein Zettel gar zerreiß |
Und nichts darinn stund gleicher weiß.
Man hats darumb nicht angefangen |
Daß jedem Kopf nach seim Verlangen |
225 Zum Gwinn ein Gabe da soll stehen.
Es müssen etlich lär außgehen |
Wer in Glückhafen leget ein |
Der mach bey ihm die Rechnung fein |
Daß Er auch etwan wol ein Gab |
230 Durch Hoffnung zu gewarten hab:
So fern sie ihm Gott will bescheren.
Das hoffen kan ihm niemand wehren.
Bekomt Er dann ein Gabe fein |
Soll er Gott dafür dankbar seyn:
235 Und nicht auß Uebermut als balt |
Sich überheben der gestalt |
Als sey er dest frömmer zu achten.
Sondern man soll viel mehr betrachten |
Wie Gott | ohn als Vermuten offt |
240 Ein Glück beschert gantz unverhofft:
Und daß all Gaben in gemein
Von ihm herkommen nur allein |
Ohn all vnsere Wyrdigkeit |
Und ohn Verdienst zu jederzeit.
245 Daß also Gott dem Herrn vielmehr
Gegeben ward allein die Ehr».
Solcher gestalt haben nun auch |
Nach löblichem und altem Brauch |
Unsre Herren Meister und Raht
250 Des Heyligen Reichs Freyen Statt
Straßburg sampt jhrn Freunden bekant |
Den Einund Zwantzigen genant |
Vor dieser Zeit mit Recht und Fug
Ihrem Bürger Friedrichen Krug |
255 Dem Goldschmide auf sein petieren |
Vnd underthänigs Supplicieren:
Auch außbewegende Ursachen |
Die er damals ließ kundbar machen:



Ihme vergunt und zugelassen |
260 Einen Glückhaffen solcher massen |
Von Silber Geschirr mancherley |
Auch andern Kleynodten darbey |
Und dergleichen Gschmeid anzurichten.
Damit aber die Sach mit Nichten
265 Verdächtig sey: Sondern viel mehr
Billich mit Redlichkeit und Ehr
Ohn Mißtrauen und ohn Beschwerde |
Gantz aufrichtig verhandelt werde:
So haben unsre Herrn darbey |
270 Die Räth und Ein und Zwantzig frey
Auß jhrem Mittel etlich Herrn
Verordnet | die willig und gern
Das gantz geschäft bedächten fein |
Wie es möcht anzustellen sein |
275 Darauf die Herren hochgeacht |
Ihr meynung han für Raht gebracht.
Welche hernach bekräftigt hat
Der wollöbliche Magistrat:
Daß nämblich durch auß in gemein |
280 Für einen jeden Nahmen fein
Auff ein Zettel gelegt solt werden
Ein hieger Schilling ohn gefährden |
Oder anderthalb Patzen auch.
Und solt man halten diesen Brauch |
285 Daß wer ein gantzen Gulden frey
Einlegt | der solt haben darbey
Eylf Zettul. Und solten darneben
Solche Namen richtig angeben:
Damit künftig nit ohngefähr
290 Mißverstand ein Zweyffel gebähr.
Der Gaben vierhundert nit schlecht
Am Halt | Prob und Gwicht just und recht.
Die seind | nach dem Werth so sie tragen |
Der Billichkeit nach angeschlagen.
295 Die sich in Summe überhauffen
Auf Sechs Tausent zwen Gulden lauffen.
So bald die Summ werd eingebracht |
Solt der Hafen fein zugemacht:
Auch eingestellet werden balt
300 Als weiters Einsamlen der gstalt:
Daß die Einlag Zettul mit Vleiß
Verfertigt und auch gleicher weiß
Collationirt möchten werden |
Und abgezahlet ohn gefährden:
305 Auch in Hafen geleget ein
Und solcher Vleiß werd g'brauchet fein:
Daß eim jeden und allensamen |
Er hab viel oder wenig Namen |



Gwiß und ohnfehlbar sein Einlag
310 In Hafen kommen mög ohn Klag.
Die Gaben aber recht bereit |
Solt ein jede insonderheit
Gewissen Anschlag | Werth und Halt
Recht haben folgender gestalt.
315 Nämlich die erst und beste Gab
Drey hundert Gulden auf sich hab:
Die ander und nächste werth sey
Zwey hundert fünftzig Gulden frey.
Die dritt nach jhrem Tag fürwar |
320 Zweyhundertfünfundzwanzig zwar.
Die Viert zweyhundert Gulden macht.
Die Fünfte ist billich geacht
Hundert Siebnzig fünf Gulden werth.
Die Sechst, Hundert Fünfftzig ohn b'schwerth.
325 Die Siebend Gab | Geschätzt ohn List |
Recht hundert Fünf und zwanzig ist.
Die Acht auf hundert Gulden fellt.
Die Neund fünff und Siebentzig hellt.
Die Zehend nach jhrem Anschlag |
330 Biß in Sechtzig Gulden vermag.
Die Eilffte Hab | Fünftzig darneben.
Die Zwölfte Viertzig just und eben:
Darnach seind zwantzig gaben gleich |
Jede für dreyßig Gulden reich.
335 Und wider Zwantzig Gaben gut
Jed' Fünff und Zwantzig Gulden thut.
Noch Zwantzig Gaben gleicher gstalt |
Da Jede Zwantzig Gulden halt.
Weiters noch Zwanzig gleiche Gaben |
340 Da Jed' soll Achtzehn Gulden haben.
Mehr Viertzig Gaben schön geziert |
Jed' für Sechzehn Gulden taxiert.
Item Viertzig Gaben noch mehr |
Jede am Tax Zwölff Gulden schwer.
345 Und aber Viertzig Gaben noch |
Jede zu zehen Gulden doch.
Und Viertzig Gaben abermahl |
Thut Jed' acht Gulden an der Zahl.
Item Zwantzig Gaben ohn List |
350 Sechs Gulden werth ein jeder ist.
Und wiedrumb Viertzig Gaben fein |
Da jed' Vier Gulden werth soll sein.
Ja | noch Viertzig Gaben da stehn |
Jede geacht für drey Floren.
355 Ein und Viertzig Gaben zuletzt |
Jed' für zwen Gulden ist geschetzt.
Und soll der erst Nam ohn gefehr |
So aus dem Hafen kompt daher |



Zu eim glücklichen Anfang haben
360 Für Zehen Gulden eine Gaben.
Der ander Nam | so drauff komt balt |
Geint Sechs Gulden gleicher gstalt.
Der dritt Nam | der darauf folgt fein |
Nimt zum Gewinn ein Gulden ein.
365 Der Nam | welcher zunechst vorab
Herauß komt vor der besten Gab |
Derselbig soll haben darbey
Ein Gab von zehen Gulden frey.
Also | Der Nam gleicher gestalt |
370 Der nach dem besten komt alsbald |
Der wirt empfangen ohn beschwerd |
Ein Gabe für sechs Gulden werth |
Und wann die letzt Gab nun zur frist |
Auß dem Hafen genomen ist |
375 So soll der nächste Name recht |
Der ohn Mittel drauff folget schlecht |
Vier Gulden haben ohn Verdruß |
Zu einem glückhaften Beschluß.
Wer auch die meisten Zettul fein |
380 Auf sein Namen geleget ein |
Der soll | über dasjenig eben
So jhm Gott durch daz Glück möcht geben |
Umb solchs willen zum Voraus haben |
Für Dreyßig Gulden werth ein Gaben.
385 Alles vermög vnd nach Inhalt
Des ersten Patents | welchs der gstalt
Under dem Insygel darbey
Der löblichen Statt Straßburg frey
Und sub Dato (wie ich euch sag)
390 Den Vier und Zwantzigisten Tag
Monats Decembris im Jahr eben |
Tausend Sechshundert Sieben | geben:
Und offentlich in selben Tagen |
Zu eim Bericht ward angeschlagen.
395 Solchem nun zur Folg und der Sachen
In dem Gschäft ein Anfang zu machen
Seind erstes mahl von unsern Herrn
Drey deren bstellt worden mit Ehrn:
Nämlich Herr Paul Graseck bekant |
400 Einer der Herrn Fünffzehn genant:
Und auch G. Wilhelm Binkelmann
Und G. Johan Baur: welche dann
Beide alte Rahtsherren sein.
Diese wurden verordnet fein
405 Der Einsammlung des Gelts allsamen |
Und auch der Einschreibung der Nahmen
Beyzuwohnen. Die dann hernach
Zu sich zogen zu dieser Sach |



Zween unparteyische Scribenten |
410 Die sie bestelten und ernenten |
Daß sie die angegebne Namen
Richtig verzeichneten zusammen.
Und ist ihnen | was sich darbey |
So wol die Verordneten frey |
415 Als die Bestelten Schreiber auch
Zu verhalten | noch rechten Brauch |
Ein austrücklicher Befehl zwar
Und Ordnung behändigt fürwar
Auch zug'stellt. Drauff hat man dergstalt |
420 Durch erstbemalt Personen balt |
Allhier: wie auch durch Andre noch
So darzu warn geordnet doch |
Zu Freyburg | Franckfort | gleicher massen
Zu Worms die Einlag samlen lassen.
425 Und ward Jedem Einleger eben |
So ers begehrt | ein Zettul geben |
Seiner Einlag zum Gegenschein:
Darauff der Statt Straßburg Schild fein
In dem die drey buchstaben frey
430 H A F warn g'schlagen darbey
Und wurden auch darzu gemacht |
Underschiedlich der Bücher acht |
Mit Literis notiert alda
A. B. C. D. E. F. G. H.
435 Welche Bücher | all in gemein |
Beschrieben und erfüllet sein
Und auff vorbestimbte zeit zwar |
Diß Sechszehn hundert Neunte Jahr |
Nach ghabter Müh | Doch unverdrossen |
440 Vollendet wurden und beschlossen.
Darauf ward förder | gleicher massen |
Alles Einsammlen underlassen
Und eingestellt. Derwegen zwar
Die gantze Einsamlung fürwar
445 Innerhalb zweyer Jahren frist
Zum Ende gebracht worden ist.
Demnach seind die Zettul und Namen
Aus gedachten Büchern allsammen |
Durch vertraute Leut gleicher Weiß
450 Ordentlich und mit gantzem Vleiß
Extrahirt und rein ausgeschrieben.
Und ist weiters dabey nicht blieben.
Weil sich die Einlag zu der Stunden
Etwas reichlicher hat befunden
455 Ueber den Anschlag | den da haben
Die bestimmte vierhundert Gaben:
So hat man nach geordnet fein
Noch andre sieben Gaben gmein:

4



Damit die Zahl vierhundert sey |
460 Und noch Siebn Frey Gaben darbey.
Auch under den vierhundert Gaben
Etlich an jhrem Werth erhaben
Und gebessert: Wie hernach fein |
Bey jeder wird zusehen sein.
465 Dem durch solch Erhöhung fürwar |
Und nach Ordnung der Gaben zwar |
Ist jhr Preyß und Werth solcher maßen |
Nicht so gring als anfangs gelassen;
Nämlich Sechs Tausent zwen Floren:
470 Sondern | wie sie zuletzt da stehn |
Seind sie vermehret | daß sie nun
Samtlich in einer Summe thun |
Sieben Tausent Achthundert frey |
Fünff und Sechtzig Gulden darbey |
475 Drey Schilling vier Pfennig darneben:
Das ist jhr Tax und Anschlag eben.
Diß Geschäfft vollend außzuführen
Rechtmäßig wie sichs thut gebühren:
So haben unsre Herrn von neuen |
480 Durch weysen Rat | mit sondern Treuen
Noch mehr Herrn g'ordnet und benennt |
Auß dem Bständigen Regiment
Und dem Rath: Wie sie dann beysamen
Also genennet sind mit Namen.
485 Der Rest Herr Henrich Büchßner eben
Als Stätt Meister. und auch darneben
Herr Peter Storck Ammeister: Ja
Herr Balthasar Stösser | der da
Einen der Herrn Dreyzehen ist:
490 Juncker Heinrich Prechter ohn List |
Und Herr Wolff Grünwald | auch darbey
Zu Herrn Paul Graßeck: Die all drey
Fünffzehner: Herr Martin Gerlach |
Und Herr Conrad Stör auch hernach |
495 Welche beyde seind Rahts Bewandte.
Nun durch Theils Herren ytztbenante |
Theils durch andre Personen fein |
So meiner Herrn Beampte sein |
Sind die geschriebne Zettul all
500 Gegen den Büchern in dem Fall |
Durch vleißige Kollation
Samtlich examiniert schon.
Und darauf gleich in Gegenwart
Der Verordneten Herrn zur fahrt |
505 Seind alle Zettel | in Vertrauen |
Von Burgers Töchtern und Jungfrauen |
Die unparteyisch | der gestalt
Zusammen auffgewicklet bald



Und Ringlein dran gestreiffet fein.
510 Die gschriebnen Zettel allgemein |
Und die Weissen in gleichem fall |
Haben die Herrn selbst allzumahl
Abgezehlt | auch mit Underscheid |
Jede Gattung in sonderheit
515 In besondre Stübbich dermassen
Vorsichtiglich einschließen lassen.
Die Gaben Zettel auch darbey
Gegen jhrem Register frey
Konferirt: Und darneben schon
520 All andre Präparation |
So zum Glückhafen solte kommen |
Gemacht und ernstlich vorgenommen.
Zinstags im Oktober | ich sag |
Den Vier und Zwantzigisten Tag |
525 Ist man zum wirklichen Außgang
Des Hafens gschritten im Anfang.
Da die verordnet' Herren fein |
Wie sie vorerst gemeldet sein |
Auf der Zunft Stuben wolbekant |
580 Welche zur Mörin wird genant |
zusammen kommen: Da zur frist
Der Glückhafen außgangen ist:
Zu welchem Ende auch darbey |
Vor derselben Zunfft Stuben frey |
535 Ein Gericht aufgeschlagen war |
Der gestalt | daß man ohn gefahr
Von gedachter Zunft Stuben eben |
Aus derselben Hausern darneben |
Auf solchs Gerüste können gehen
540 Auf und ab und gereumlich stehen:
Gleichfals machten sich auch herbey
Die | so man zu dem Gschäfte frey
Angesprochen | als die bekanten
Darzu ghörig Officianten.
545 Als nämlich zwen Protocollisten:
Und zwo Personen | so zun fristen
Zu den Gaben waren bestellet:
Vier Leser | zwen zusammen gsellet:
Fünff Junger Knaben | die allsamen
550 Gemelt werden mit jhren Namen:
Der erst Niclas Jacob genant |
Herrn Klaus Jacob Wurmsers bekant |
Als des Herrn Stett Meisters Sohn frey.
Der ander Hans David darbey |
555 Juncker Hans Friedrichs von Botzheim Son
Des Herrn Ein und Zwantzigers schon.
Der dritt Hans Konrad obbenanten
Herrn Konrad Stören Rahtsbewandten.



Der viert | Johan Friedrich fürwar |
560 Herrn Friedrichs von Gottsheim Sohn zwar.
Der fünft | Bartholomäus schon
Herrn Bartholmey Nassers Sohn |
Wie sie jetzund benamset sein
Diese Knaben | all in gemein |
565 Und ein jeder insonderheit |
War zu dem Werk also bekleid:
Ein weiß Wammes von Seiden frey |
Roth Sammeten Hosen darbey |
Roth Seiden Atlaß Hauben noch |
570 Mit Beltzin überschlägen hoch |
Von weißen Füchsin Pälgen eben |
Und weiß gestrickte Strümpf darneben.
Die Knaben warn also bereit |
In die Straßburgisch Farb bekleid.
575 Zwen Trommeter warn da auch |
Und zwen Trommenschlager nach Brauch |
Auch ein Sparwitz: Die alle drey
Waren alda bekleydet frey
Halb weiß und rot | von Tuch fein schlecht |
580 Wies jhrem Stand gebühret recht
Darzu hat man ein bsondre Wacht
Bestelt die beyd zu Tag und Nacht |
So lang der Hafen gwähret hat
Mit Vleiß gehütet an der statt.
585 Wie man nun allerdings bereit
Und gfast gewesen zu der Zeit:
Und auch die Gaben in gemein |
Aus der Statt Müntz | darin sie fein
Verwahrt gewesen | an der stett
590 Nun ordentlich gelieffert hett |
Hat man den Trommetern alsbalt |
Und Trommenschlagern gleicher gstalt
Befohlen | freudig aufzublasen |
Und auch die Trommen hören lassen.
595 In maßen dann solches beschehen.
Darauff ließ sich der Sparwitz sehen |
Derselb trat auf in seinem Pracht
Und der gestalt den Eingang macht |
Wie jetzt folget an diesem ort
600 Sein Red | also von Wort zu Wort.
Ein guten Tag in Gottes Namen |
Wünsch ich von Herzen euch allsammen.
Ehrliebende Mitburger fein
Und jhr Umbständ all in gemein.
605 Mir zweiffelt nicht | daß jhr zur frist
Euch noch wol zu erinnern wist |
Welcher gestalt | vor dieser Zeit |
Unser geliebte Oberkeit |



Nämlich der Löblich Magistrat |
610 Allhier zu Straßburg in der Stat |
Unser gnädig Gebietend' Herrn |
Auf underthänig Bitt und Bgehre |
Einem unsrer Mitbürger frey
Vergönnet und erlaubt darbey:
615 Daß er möcht recht billicher maßen
Ein Glückhafen anstellen lassen.
Wie dann derselb auch damals balt
Ward angeordnet der gestalt |
Daß in künfftigem männiglich
620 In Hoffnung daß möcht freuen sich |
So ihm das Glück bescheert ein Gaben.
Drumb unsre Herrn verordnet haben
Drey Herrn des Raths aus ihrem Mittel |
Auf daß alles mit rechtem Tittel |
625 Und ohn Mißtrauen möcht abgehen
Auch Niemand könt zu kurz geschehen.
Darauf nochmals dann solcher Weiß
Auch uns dem Regiment mit Vleiß |
Andre Herrn seind geordnet frey:
630 Die dem Werk solten wohnen bey |
Mit standhaffter Aufrichtigkeit:
Und wiederumb insonderheit
Alles und jedes an seim Ort
Durchsehen: Damit also fort
635 Man alle Namen fein aufschrieb:
Damit keiner dahinden bleib |
Und dann die Bücher gleicher gstalt
Ordentlich gen einander halt:
Auch alle Zeddel in gemein
640 Mit denselben vergleiche fein:
Ja | ein jeden in sonderheit
Examinier mit dem Bescheid |
Damit die aufgeschriebne Namen
Ohn Mangel weren just beysammen.
645 Mit dem sie han zu jeder Zeit |
Ghabt viel Sorg | Vleiß | Müh und Arbeit.
Endlich mit Gotts Hülf und Beistand
Durch embsig und fleissige Hand |
Die Sach gericht und brecht so weit |
650 Daß der Glückhafen nun zur Zeit
Und auf diesen Tag soll ausgehen.
Darumb Ihr dann jetzt werdet sehen |
Wie man da wird auffstellen fein
Die Gwinn und Gaben allgemein |
655 Für Euren Augen offenbar |
Daß jederman sie sehe klar |
Mit Lust und sonderem Gefallen
Zum andern wird man vor Euch allen |



Die gschriebne Zeddel allesammen |
660 Darauf verzeichnet seind die Namen
Offentlich auf dem Grüst hierbey
Euch zeigen und ausschütten frey:
Darnach | gantz ordentlicher Maßen |
Mit Fleiß in Hafen legen lassen.
665 Zum dritten werden sie mit Fleiß
Die Zeddel | so läer seind und weiß |
Vor Euch ausschütten gleicher gstalt:
Und dann die Gwinn Zeddel alsbalt
Ablesen recht mit dem Bescheid |
670 Daß ein jeder insonderheit
Werd wieder aufgeringelt recht |
Und mit den läeren Zeddeln schlecht
Vermischt: Damit sie alle fein
In eim Hafen beisamen sein.
675 Hergegen wird man auch darneben |
Ja so viel Läere Zeddel eben |
Als Gaben seind | abzehlen noch:
Und unders Volk hinwerfen doch.
Damit der Zeddel Maß und Ziel
680 Nicht sey zu wenig noch zu viel:
Und in jedem Hafen zumahl
Recht just zutreff der Zeddel zahl.
Wenn solchs mit fleiß verrichtet ist |
So wird man alsdann zu der Frist
685 Die Häfen ordentlich zumachen:
Und Gott befehlen alle Sachen.
Wie derselb wird das Glück regieren |
Und | durch sein Genad gubernieren |
So werdet jhr es Euch auch allen |
690 Nach seim Willen wol lan gefallen.
Denn auch bey diesem Werk allein
Wird Glück und Gottes Segen sein.
Wem Gott allhier das Best beschehrt |
Demselben bleibt es unerwehrt.
695 Ja | wem auch sonsten wird gelingen |
Daß jhm das Glück die Gab wird bringen |
Demselben soll es ohn gefährden |
Auch offentlich gelieffert werden:
Daß jeder nach seim Glück vorab |
700 In dem Fall nichts zu klagen hab.
So seid nun still und habt fein acht |
Merkt auf | wie man den Anfang macht.
Ein jeder gute Hoffnung habe |
Damit das Glück ihm bring ein Gabe:
705 Darzu wünsch ich Euch allensamen
Von Hertzen Grund | in Gottes Namen |
Viel Glück und alle Wolfahrt | Amen.»



Diesem Vorbringen gmäß zumahl |
Hat man erstlich | recht nach der Zahl |
710 Der vierhundert bestimpten Gaben
Und wie sie jhre Zettel haben |
Je einen nach dem andern frey |
Und dann die Frew Gaben darbey |
Wie hoch ein jede sey gewesen |
715 Deutlich und austrucklich verlesen |
Demnach jeden Zettul vorab |
Und die dazu gehörig Gab
Für gezeigt dem gantzen Umbstand.
Die Gab auch also balt zuhand |
720 Auf den Silberkasten fein eben
| Welcher auf dem Gerüst darneben
Geordnet war | für männiglich
Aufgestellet | fein ordentlich.
Und der Gaben Zettul darbey |
725 Für jedermans Angesicht frey |
Offenbarlich aufwicklen lan |
Und die Ringlein gesteckt daran:
Auch deren je hundert fort an
Zusammen in ein Becken gthan:
730 Und wiedrumb gezehlt unverdrossen:
Hernach verwahrt und eingeschlossen.
Als bald es zwölf geschlagen hat |
Also bald hat man an der statt
Aufgeblasen und auch darbey
735 Die Trommen lassen schlagen frey.
Auch gleich ein grün Tuch ausgespreit |
Welchs des Gerüstes Läng und Breit
Bedecket fast an allem Ort:
Darauf hat man geschüttet fort |
740 Aus einem Stübbich allesamen
Die geschriebne zettul und Namen |
Welch die Trommenschläger mit Vleiß |
Und der Sparwitz auch gleicher Weiß |
Mit Rächen und Kornschauflen schlecht |
745 Durcheinander vermischet recht |
Auch hin und her gezogen balt |
Und wol durchschaufelt der gestalt.
Als dann der Hafen zu der fahrt
Nummero 1. geöffnet ward:
750 Und durch jtzt erst gemelte zwar
Umbgekehret frey gantz und gar:
Daß jederman möcht sehen frey |
Daß Er lär und nichts drinnen sey:
Darzu man wiedrumb aufgeblasen
755 Und die Trommen drein gehen lassen.
Demnach balt in ein Becken fein
Die gschriebnen Zettul gfasset ein



Und in Hafen geschütt gleichfalls.
Solcher Hafen ist stracks nochmals
760 Beschlossen worden hart und vest |
Mit drey mal Schlossen auf das Best.
Die Schlüssel aber alle drey
Hat man behändiget darbey
Dem Herrn Stätt Meister Büchßner balt:
765 Ger sie verwahrt in sein Gewalt.
Gleicher Weiß hat man auch fortan |
Mit den weißen Zettuln getan:
Die man auch fur den Umbstand gmein
Aus dem anderen Stübbich fein |
770 Auf das Tuch außgeschütt allsammen |
Deren gleich so viel als der Namen.
Von diesen Zettuln hat ohn bschwehrn |
Einer der verordneten Herrn
Ein Becken voll genommen noch |
775 Und in ein anders Becken doch |
Welchs ein bestelter Officiant
Offentlich hielt in seiner Hand |
Je hundert Zedel an der Zahl
Ueberlaut gezehlt auf ein mahl:
780 Bis es vierhundert worden sein.
Jedes hundert besonders fein.
Warf Sparwitz als ein läre Gab
Uebers Grüst vnders Volk hinab.
Und meldet bey eim jeden frey |
785 Welchs erst | zweit | drit | Vierthundert sey |
Und wie es auch in gleichem Fall
Nur weren läre Zettel all.
Darauf wurden andrer Gestalt |
Durch Herrn Ammeister Storcken balt
790 Die Gaben Zettel fein mit Namen
Je zweyhundert gezehlt zusamen.
Die Ersten zweyhundert ohngefehr
Durch den Herrn Statt Meister Büchßner |
Die andern zweyhundert darbey |
795 Durch Herrn Ammeister Storcken frey |
Gesäet und gestreuet fein
Under die weißen Zettel gmein |
Die auf dem Tuch legen bereit
Voneinander weit ausgespreyt:
800 Dazwischen man in gleichem Fall
Ließen hören der Trommeten Schall.
Darbey dann auch zu gleicher Art
Dem Umbstand frey vermeldet ward |
Daß solchs der Gaben Zettel wären |
805 Die anstatt der vierhundert lären |
Die man hat hinweg werfen lan |
Nun zu den weißen warn gethan



Balt wurden nach vorigem Brauch |
Die lärn und Gaben Zettul auch
810 Vom Sparwitz und Trommschlägern ja |
Mit Rächen und Schauffeln alda
Dapffer geworffelt her und hin
Und wol vermischt nach rechten Sinn.
Darnach der Hafen gleicher gstalt
815 Numero II. geöffnet balt |
Und umbgekehrt: auch gleich darein
Jtz gmelte Zettul ingemein
Gethan: und den Hafen in maßen
Den vorigen wol rüttlen lassen
820 Und dann beschlossen auf das Best
Mit drey Malschlossen hart und fest:
Die Schlüssel zu den Schlossen zwar |
Hat man balt zu gestellt fürwar
Dem Herrn Ammeister Storcken frey:
825 Damit man ohne Sorge sey.
Diß alles aber ytzt gemelt |
Das ward verricht und angestellt
Der gstalt | daß es männiglich zwar
Kond sehen frey und offenbahr:
830 Und auch warnehmen alle Wort
Unverhindert an diesem Ort.
Endlich merkt auch | die Häfen beyd |
Darin ein jeder mit Bescheid
Auf vierzehn Sester Weitzen helt:
835 Die wurden vorn aufs Grüst gestellt:
Auf jedem war von Farben mild
Gemahlt der Statt Straßburg Schild.
Die thät man öffnen : als ich sag |
Ohngefehrlich nach dem Mittag |
840 Umb zwey uhr | da man mit Verlangen |
In Gottes Namen angefangen
Mit dem Außnehmen | welchs die Knaben
Gantz aufrichtig verrichtet haben:
Und solches ward ohn Underlassen
845 Kontinuiret | solcher Maßen |
Daß man den ganzen Tag gelesen |
Und keine Stund müßig gewesen.
Die verordneten Herren zwar
Haben diesem Geschäft fürwar
850 Des Tags über auch gleicher Weis
Beygewohnt: und mit Sorg und Vleiß
Beyde Häfen nach rechtem Brauch
Gleichfalls den Silberkasten auch |
Beschlossen und hart observiert
855 Und darneben versecretirt.
Des Morgents aber ohne List |
Wiedrumb geöffnet zu der Frist:

Und die Schlüssel in jhrem Gwalt
Verwahrt gantz sorgsamer Gestalt.
860 So bald man aber hat vernommen |
Daß eine Gab herausser kommen |
So hat man also balt auf blasen
Und auch die Trommen schlagen lassen:
Drauf den Namen verlesen frey
865 Deren Person sie worden sey |
Und was es war recht für ein Gab |
Was für ein Werth und Tax sie hab.
Balt man die Buben sah mit hauffen |
Mit einem Freuden Gschrey fortlaufen;
870 Jeder vermeint jhm solt gelingen |
Ein Botten Brot davon zubringen.
Wem da ein Gabe kam herauß |
Der hat alsbald vor seinem Haus
Solcher Buben ein ganzen Hauffen |
875 Wie sie sonst auf der Gassen lauffen.
Was aber nun für Gaben doch |
Nach und nach | außer dem Hafen noch |
Seind kommen und wem sie mit Ehren
Gott auf ein gut Glück that beschehren:
880 Das alles wird Bericht dir geben
Nachfolgende Verzeichnuß eben:
Da ordentlich vermelt wird schon
Beydes die Gab und die Person:
Wie auch darbey die Zeit und Tag
885 Und was ein jeder Gwinn vermag.

Es folgt das Verzeichnis der Gaben in Prosa. **Den Beschluß machen wiederum Verse.**

Demnach wie man jetz hat vernohmen |
So seind aus dem Glückhafen komen
Vierhundert Gaben | und darneben
Seind die sieben Freygaben eben
890 Denen zugeeignet fort an |
So sie durchs Glück gewonnen han.
Denn das Glück hat sich nun gewend
Und den Glückhafen bracht zum End.
Niemand darf auf Gewinn mehr hoffen |
895 Ohn die | welche das Glück hat troffen.
Dann Dieselbigen ihre Gaben
Nun mehr frey zu empfangen haben.
Darumb hat man weiter dermassen
Frey offentlich umblasen lassen.
900 Und ein gewissen Tag zuletzt |
In dem November angesetzt |
Nämlich den acht und zwantzigisten:
Damit man zu denselben Fristen

Eim jeden seine Gabe eben
905 Offentlich möcht liefern und geben.
Als nun der Tag komen herbey |
Der darzu ward geordnet frey
Haben sich alle Herren fein |
Die darzu deputieret sein
910 Auf dem Gerüst versamlet fort
An gwohnlich obgemaltem Ort.
Da man freidig hat aufgeblasen
Und auch die Trummen schlagen lassen.
Darauf Sparwitz komen herbey
915 Und folgend sein Poeterey
So gut als Er sie hat gemacht |
Mit Worten also vorgebracht.

Sparwitz.

Ihr Hern und gute Freund allsant |
Wie Ihr im Ring herumber stand |
920 Und diesem Gschäft zu hand geschaut
Mer dan ich vilen hat vertraut.
Wann ihr mir weiter losen wöllen |
So will ich Euch noch eins erzellen.
Ihr hand von Anfangs all vernommen
925 Wie diser Haffen auf sey komen |
Nemlich daß ihn bewilligt hat
Unser löblicher Magistrat |
Und darmit große Gnad erzeigt |
Wie er dann jeder Zeyt geneigt |
930 Einem der Ihren wol bekant
Darumb vil Mühe daran gewant |
Auch zugericht manch stattlich Gaben |
Wie Ihr sie all gesehen haben |
Jetz ist der Haffen außgegangen |
935 Darnach man ghabt so groß Verlangen
Und habt Ihr diese gantze Zeit |
Gespürt den Fleiß und Redlichkeit |
Der Hafen Herren und der Knecht |
Nicht jedem kan geschehen recht.
940 Wenn einer gleich sein Bestes thut |
Hats ihm doch mancher nit zu gut.
So mags den Herren auch wohl gohn |
Daß zletzt undank sey ihr Lohn.
Sie haben sonst nicht viel gewonnen |
945 Die Gaben seind ihn fast entronnen.
Wie wol sich keiner nicht gespart |
Dem Geschäft fein fleißig ausgewart.
Dasselb verricht redlich und eben |
Des werd Ihr mir alle Zeugniß geben.



950 Biß sie es gentzlich hand vollbracht |
Jtzt würd das End daran gemacht.
Und alle Sachen fein beschlossen |
Wems Glück hat gewolt | der hats genossen.
Man hats Euch auch anfenglich geseit |
955 Nicht jedem | der hat eingeleit |
Ein gute Gab ward zu geerbt |
Nix | Nix hat alles Spiel verderbt.
Der leidig Unfall hats gethan |
Macht | Daß ich auch kein Gewin nicht han.
960 Das ist mir aber treulich leyd |
Jetzt merket fein den Underscheyd.
Wer gewonnen hat | füg sich herbey
Und schau | was sein Gewinne sey.
Man wird eim nach dem andern rieffen
965 Die Gaben lieffern mit den Brieffen.
Ist einer frembd | nit in der Statt |
Der doch hir sein Befelchs Man hat:
Sein Gewinne soll ohn alle geferden |
Ihm treulich überlieffert werden.
970 Jeder woll an sein Gab gedenken
Und auch ein gutes Trinkgelt schenken.
Wen sonst die Sachen nicht gohn an |
Der bleib nur fein darunden stahn.
Last d'Haffen Herren ungeirrt.
975 Gut Ordnung wird alsbald verwirt |
Ich bin schier in meim Text verirt.

Nach dem nun Sparwitz solche Stadt |
Auf dem Gerüst vollendet hat |
Ward wider aufgeblasen bald |
980 Und darauf rechtmässiger gstalt |
Die so Gewinn hatten allsamen |
Gelesen jeder nach seim Namen |
Und werd eim nach dem andern fein |
Geliefert recht die Gabe sein
985 Und jhm gewünschet auch darneben |
Daß jhm Gott darzu Glück woll geben.
Als solches war verrichtet auch |
Kam Sparwitz aber nach seim Brauch
Mit seim Gedichte ohn Verdruß |
990 Und machte endlich den Beschluß:
Wie er allhier von Wort zu Wort
Folget und also lautet fort.

Nach ausgebenen Gaben |

Sparwitz.

Nun höret zu, Ihr Weib und Mann |
Jetzt will es an ein Scheiden gahn.
995 Die Gaben seind fast all hinauß |
Man tragts nit jedem heim zu Hauß.
Seind etlich Stück noch überblieben |
Den Frembden wirdts wol zugeschrieben |
Daß sie zu ihrer Glegenheit |
1000 Sie fordern mögen allezeit.
Beyn Herren ist es wol versorgt |
Wird nur ein kurtze Zeit geborgt.
Hat man das Best mir für gespart |
Ich het noch gern ein Jahr drauf' gwart.
1005 Gott sey gelobt zu dieser Frist |
Daß es nun alls vollendet ist.
Anfenglich thet mich sehr verlangen |
Mir treumet oft | wie es wer gangen.
Nun ist mein Hoffnung all dahin |
1010 Darzu der Hafen mit dem Gwinn.
Darüber geht viel Red und Gschrey |
Der Meynung viel und mancherley.
Dann einer lobt | der anders schilt |
Wie jeder ist seins Vorteils mildt.
1015 Wenn aber einer mich will fragen |
Will ich ihm mein Bedenken sagen.
Ich halt es für ein bsonder Werk |
Dazu Gott hat Verstand und Stärk
Verliehen unserm weysen Raht |
1020 Der solchs Werk angerichtet hat |
Zu Gutem jhren Burger zwar |
Dem sonst schwerlich zu helffen war |
Das Sein mit Nutz zu legen an |
Und zu zahlen manch Ehren Mann.
1025 Noch eins sag ich verstehnd mich fein |
Die Haffen Herren in gemein
Auch andre Diener und Spielleut |
Darunder Sparwitz nicht gar gscheut |
Bitten Euch alle samt mit Fleiß |
1030 Last Euch gefallen ihre Weiß.
Ein jeder hat sein Best gethan
Und hat nichts vnderwegen glan |
Daß er behielt sein Gwissen frey |
Und alles aufrecht redlich sey.
1035 Ich Sparwitz hab etwann lam bossen
Und Fantaseyen ausgestossen |
Die wollet Ihr mir han zu gut:
Ich treib darbey kein Uebermuth.

Hirmit beschließ ich mein Gedicht |
1040 Gott alle Sach zum Besten richt.
Verleyh Euch allen gsunte Tag
Und was eim jeden gut sein mag |
Zu Seel und Leib | in dieser Zeit
Und auch hernach in Ewigkeit.
1045 Das wünsch ich Euch al ensamen
Geht nun zu Haus in Gottes Namen.

IV.

Alte Brunnen in Rufach.

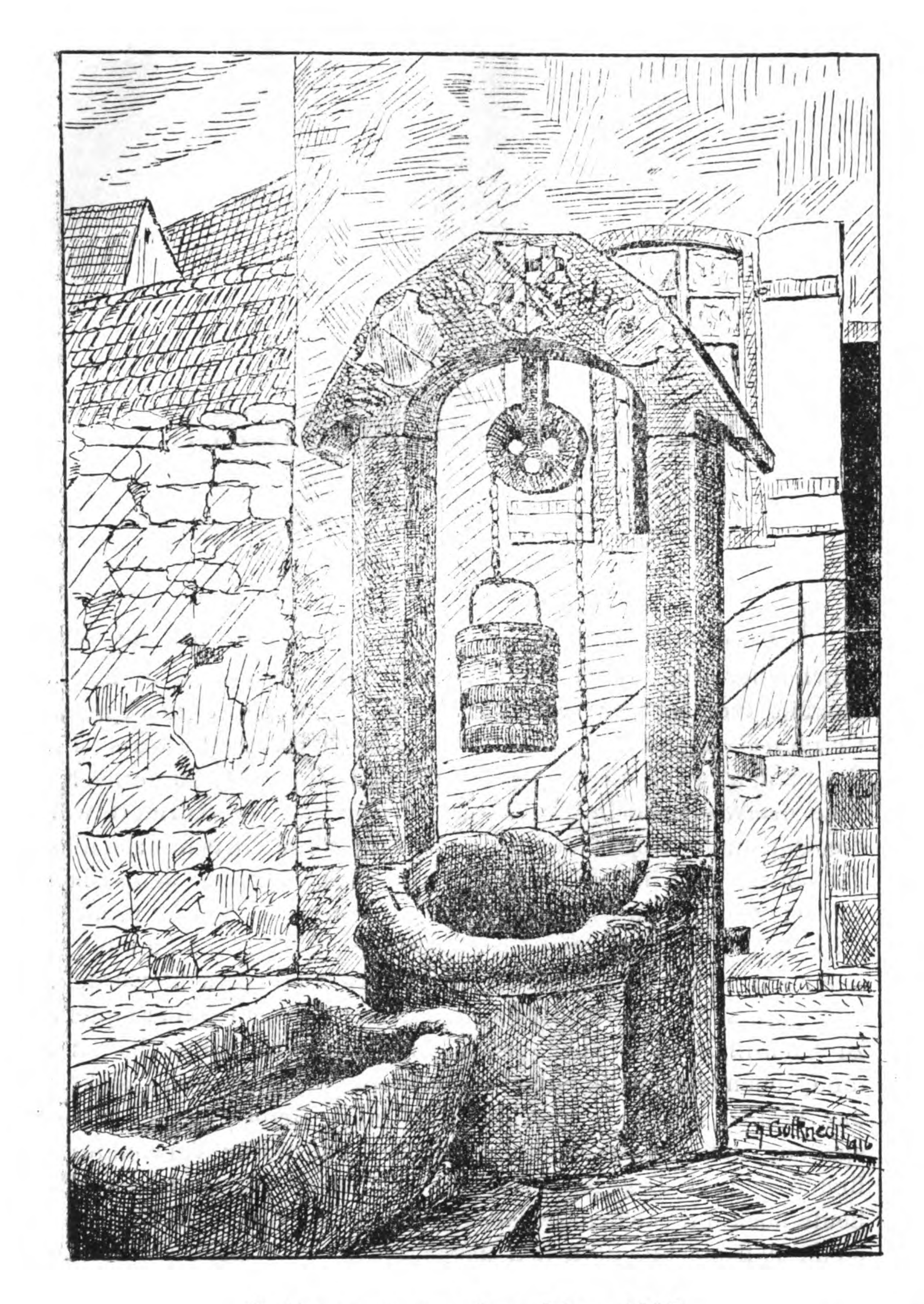
Von

Theobald Walter.

Der fromme Mönch, der im 13. Jahrhundert die sog. Jahrbücher von Basel zusammenschrieb, vermerkte u. a. im Monat Dezember des Jahres 1272. Frigus fuit magnum tribus septimanis . . Fons congelatus in Sulzmattin et puteus in Rubiaca[1], zu deutsch: Eine dreiwöchentliche große Kälte hielt an; in Sulzmatt war die Quelle, in Rufach der Brunnen zugefroren. Auch Malachias Tschamser berichtet in seiner Thanner Chronik aus demselben Jahre: der starckhe Bronnen zu Sulzmatt, ein gewisser Sodbronnen zu Ruffach . . waren überfroren[2]. Es ist vielfach versucht worden, den fons in Sulzmattin mit der dortigen Mineralquelle zu identifizieren[3], aber gewiß mit Unrecht. Einesteils sind die Quellen erst 1614 aufgefunden worden[4], andernteils sickert das Wasser so wenig merklich aus einer Reihe kleiner Felsspalten, daß die Bezeichnung Quelle kaum dafür Verwendung finden kann. Dagegen bricht unweit davon die Ombachquelle heute noch mit solcher Gewalt aus dem Wiesenland am Blumenstein, daß sie unwillkürlich das Staunen jedes Beobachters erwecken muß und somit auch als Gradmesser für eine große Kälte

---

[1] Gérard-Liblin. Annales 36.
[2] Thanner Chronik I 181.
[3] Das Mineralwasser von Sulzmatt (Quelle Nessel). Colmar 1895.
[4] Th. Walter. Der Sauerbrunnen von Sulzmatt 7.



Sodbrunnen aus dem Jahre 1537.

gelten konnte. Wie aber kommen die Chronisten dazu, dem Ueberfrieren eines Rufacher puteus dieselbe Wichtigkeit zu zuschreiben?

Das Wort puteus, frz. puits, das der Thanner Mönch mit Sodbrunnen überträgt, bezeichnet einen gegrabenen Brunnen im Gegensatz zur natürlich hervorsprudelnden Quelle, fons, und zum späteren künstlichen Lauf- oder Stockbrunnen. Der Ausdruck Sod, mhd. sôt, dem die Grundbedeutung des Wallens und Hervorsprudelns eigen ist[1], findet sich im Sundgau noch hie und da für einen einfachen Brunnen ohne besondere Schöpfvorrichtung. Rufach ist nun seltsamerweise trotz der unmittelbaren Nähe der Vogesenberge oder doch ihrer Vorhügel von jeher die Stadt der Schöpfbrunnen gewesen.

Nicht daß etwa die Rebhalden im Westen, die aus der Stadt Weichbild bis zu einer Höhe von 375 m emporsteigèn und sich unvermittelt an die Buschwälder des Hohberges anlehnen, arm an Wasser gewesen wären; nennen uns doch die Urkunden den Helgenbrunn (bi dem heiligen bornen 1325), heute noch der Kinderborn der Stadtjugend, den Atzenburnen (1300), den Molckenbrunn (bi molckin burne 1323), den Dächelbrunn (ze Techelburne 1288), den sagenhaften Landolinsbrunn[2] (ad fontem sti. Landolini 1346) und den sog. triefenden Brunnen 1315. Aber sie traten bei der verschiedenartigen geologischen Beschaffenheit des Hügels alle so ungeregelt und zerstreut zu Tage, daß an eine Ausnützung zur Wasserversorgung der Stadt nicht zu denken war[3]. So blieb denn Rufach notgedrungen gleich den Städten in der weiten Ebene auf den Sodbrunnen angewiesen.

Die Uranlage der Stadt war bekanntlich der Dinghof des Straßburger Bischofes, wovon ein großer Teil um 770 durch Remigius an das Frauenkloster Eschau bei Straßburg kam. Brunnen und Baum gehörten aber notwendig zur althergebrachten germanischen Dingstätte; sprachen ja schon Götter und Nornen am Urdarbrunnen unterm Weltenbaume Recht[4]. Der wichtigste und älteste Sod müßte demnach im Eschauer Dinghof zu finden

---

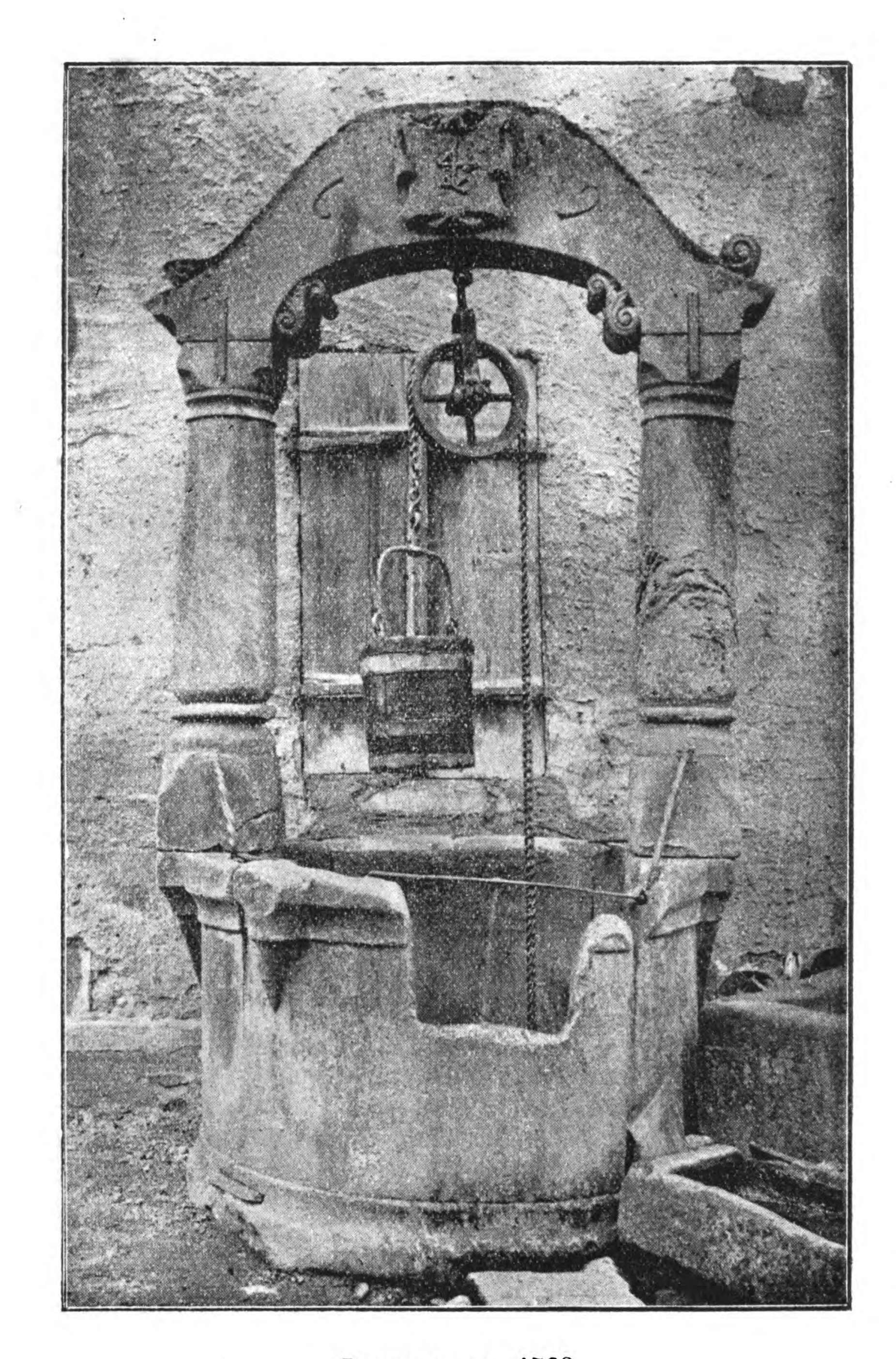
[1] Grimms Wörterbuch X 1394.

[2] Vgl. Mündel-Stöber. Sagen des Elsaß. I 64.

[3] Die Stadt hatte z. B. im 17. Jahrh. einen Laufbrunnen mit Speisung aus einer Ferkelquelle auf dem Metzgerplatz neben der Kirche errichtet. Die Quelle blieb nach dem Erdbeben von 1723 größtenteils aus, und der Brunnen mußte später eingehen. St. A. R. — DD 29.

[4] Schröder. Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte 42.

5



Brunnen von 1569.

sein; und in der Tat weiß das alte im Jahre 1349 niedergeschriebene Weistum bereits von einem solchen zu berichten: Und sollent die synner[1] zu Ruffach recht haben in der eptissin Hoff zu synnen, ob dem Burnen . . ; und das Stadtrecht von 1420 sagt ausdrücklich: Wenne och die Onbach als klein ist, daz man by der synne nit synnen mag, so hat die stat reht, in der Eptissin Hoff ob dem burnen ze synnende[2]. Der Brunnen ist heute noch, wenn auch als Schöpfbrunnen umgeändert, in Betrieb und zeichnet sich sowohl durch seinen Wasserreichtum als durch seine Tiefe aus. Wenn daher in älterer Zeit kurzweg von einem Brunnen in Rufach die Rede ist, so kann nur der gegen Frost besonders widerstandsfähige Sodbrunnen der alten Dingstätte, der vielleicht der einzige der Uranlage gewesen war, gemeint sein.

Auch die später gegrabenen Brunnen waren zum größten Teil städtisch und in den Gassen hergestellt; so weiß ein Verzeichnis aus dem Jahre 1756 noch 15 öffentliche Schöpfbrunnen aufzuzählen[3]. Anlage und Unterhaltung waren ja gewöhnlich kostspielig und daher am leichtesten gemeinsam zu tragen[4]. Es werden erwähnt 1323 bi me Sode, Kurtzin Hoff über, 1360 Swickers Sod, 1391 der Sod in Ullingassen, 1453 Techelmanns Sod uf dem platze, 1490 in saltzgassen, da der burn ist, usw.[5].

---

[1] Mit sinnen. verw. mit signare, bezeichnete man das Aichen der Fässer. Vgl. Grimms Wörterb. X 1167.

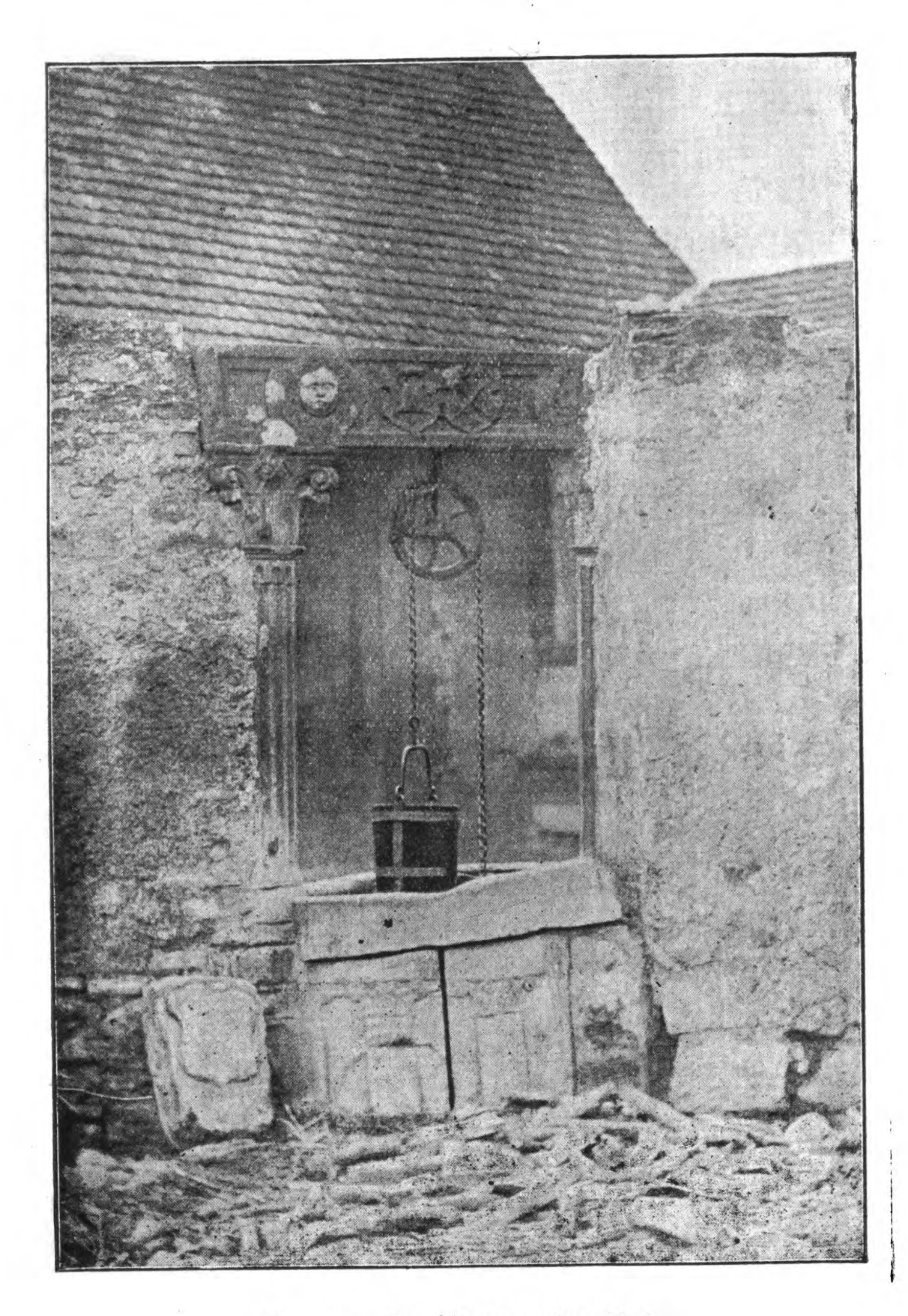
[2] Th. Walter. Beiträge zur Gesch. der Stadt Rufach. II 176 u. III. 66.

[3] Outre les deux fontaines il se trouvent encore à l'entretient de la ville quinze puits dans différentes rues publiques de la ville. St. A. R. — DD 28.

[4] Das Weistum des Dorfes Balgau (Kr. Gebweiler) hat über die dortigen Dorfbrunnen aus dem Jahre 1448 folgenden Eintrag: Item die zwen gemeinen bruenen, so im dorf stond, die solen die von Baligou in ernhalten und sol man ein gemein burngelt zuo jor einmal leigen uf arm und rich . . . doch sol man daz burngölt also leigen, den mererteil uf die, so den burnen alernast gesessen sint und in allermest gepruchen, und sol man do über setzen einen burnmeister . . Grimm. Weisthümer V 356.

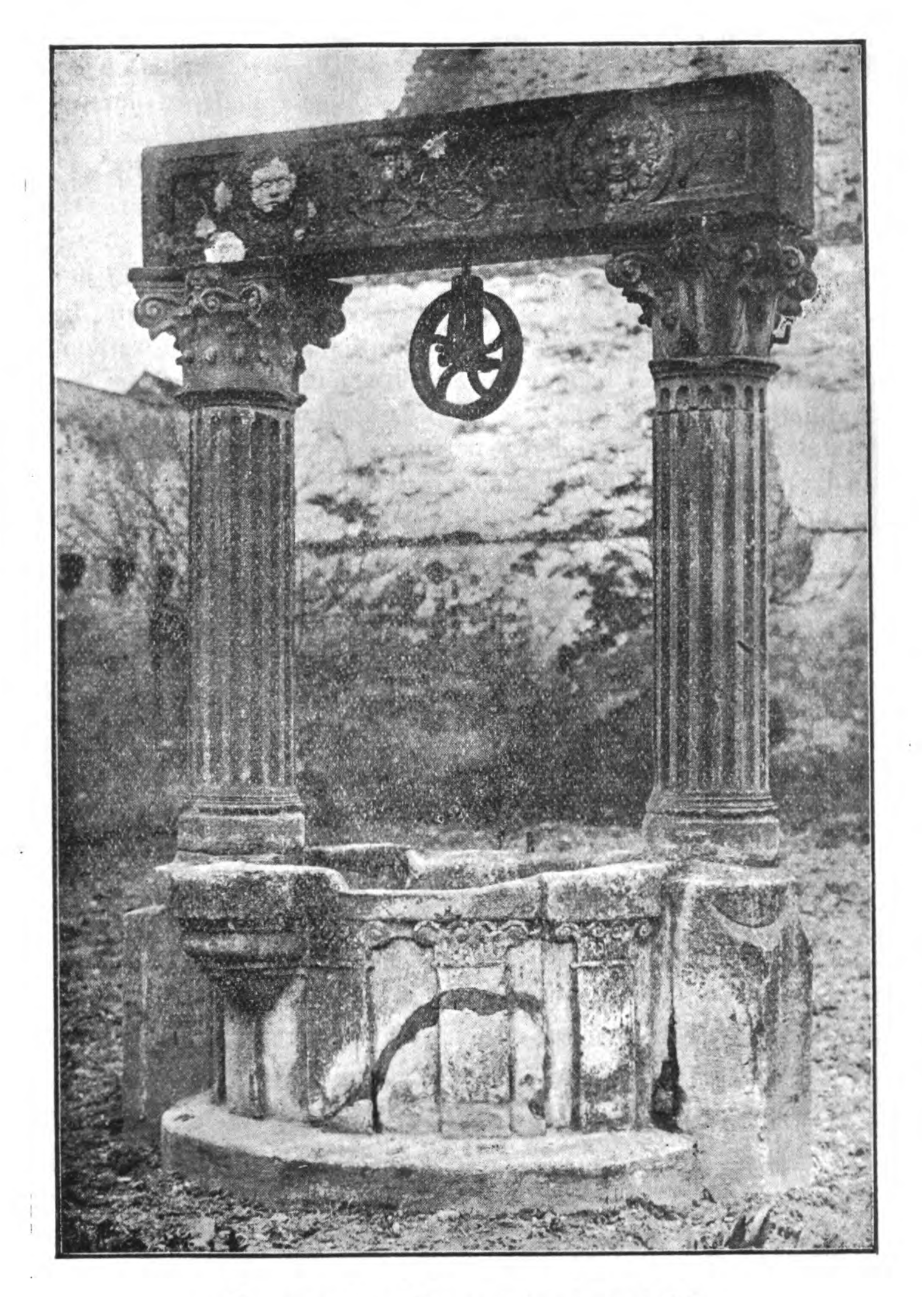
[5] Walter. Beiträge passim.





Brunnen im Klingentater Hof.

Ursprünglich.



Brunnen im Klingentaler Hof. 1578.

Später.

Erst im 16. Jahrhundert entschloß sich die Stadt einen fließenden Zierbrunnen zu schaffen, und zwar zu Ehren des Straßburger Bischofes Wilhelm von Honstein[1]. Die Unterhandlungen wegen Herstellung des Stockes wurden 1534 mit dem Colmarer Werkmeister abgebrochen, weil er zu viel geheischen vnd kein werschaft hat geben wollen[2]; aber noch im nämlichen Jahre wurde das Werk durch den städtischen Werkmeister Claus vollendet. —

Der Sodbrunnen bricht bekanntlich die Wasserader in der Tiefe an, und sein Wasserspiegel erreicht höchst selten die Erdoberfläche; das Wasser kann nur mittelbar geschöpft werden. Das einfachste und bequemste Mittel scheint von altersher der Stangenhaken aus Holz oder das Seil gewesen zu sein. In bewaldeten Gegenden treffen wir frühe den aus Stock, Schwengel und Stange gefügten Galg- oder Schwengelbrunnen; er steht heute noch in manchen elsässischen Dörfern in Ehren und bezeichnete noch vor wenig Jahrzehnten unsere einsamen Feldbrunnen. In Rufach erhielt noch 1576 Hans Cantzler ein Eichin Stückh zu einem Brunnenschwenckhel vom Rate im Hohberg bewilligt[3]. Nur nach und nach wich er in den Städten dem steinernen Zieh- oder Radbrunnen mit Kette, Rad und Eimer. Charakteristische Brunnen dieser Art finden sich in Kaysersberg, Oberehnheim, Börsch u. a. O. längs des Gebirges; wenig bekannt dürfte sein, daß auch Rufach einige, wenn auch bescheidene Exemplare aufzuweisen hat.

Das älteste noch erhaltene Werk stammt aus dem Jahre 1537 und bildete ehedem den Schmuck eines geräumigen Bauernhofes der Oberstadt[4]. Heute ist die gesamte Anlage, von Sperrmauern erdrückt und mit Holzbohlen verschalt, kaum mehr zu erkennen: böse Nachbarschaft hat ihm übel mitgespielt[5]. Sein Joch trug früher außer dem Datum drei Wappenzeichen; das mittlere war dem Straßburger Bischof Wilhelm von Honstein eigen und zeugt abermals von der großen Verehrung dieses Kirchenfürsten in Rufachs Mauern.

---

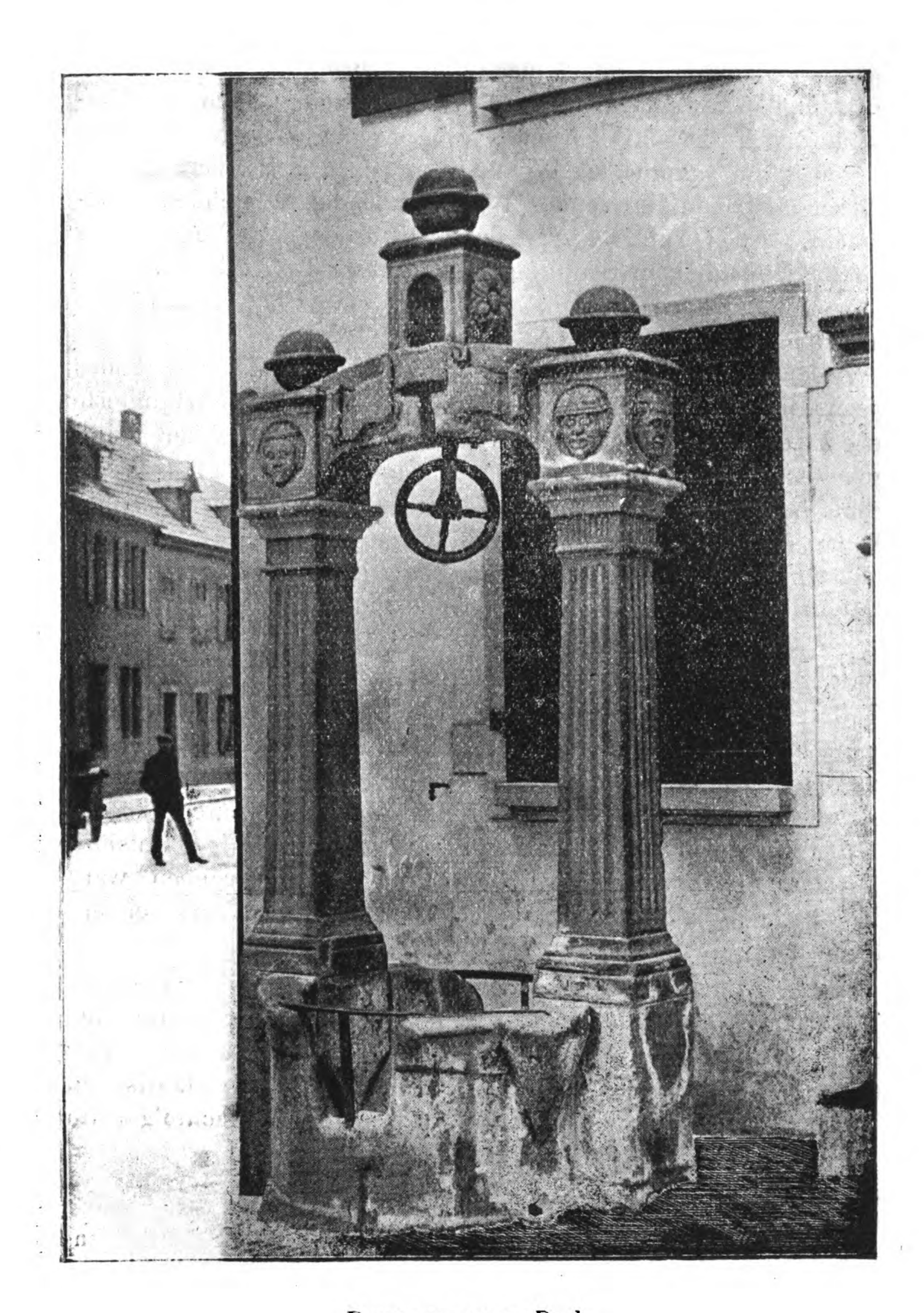
[1] Vgl. Jahrb. XXIX 73, u. Abb. S. 77.

[2] St. A. Rufach. BB 1.

[3] St. A.-R. BB 12.

[4] Weidengasse Nr. 46.

[5] Vgl. Abb. S. 64. — Eine photographische Aufnahme ist im jetzigen Zustande unmöglich. Herr Gutknecht, wissenschaftl. Hilfslehrer an der Kais. Landwirtschaftschule, hat daher eine Zeichnung davon angefertigt und in dankenswertester Weise zur Verfügung gestellt.



Brunnen zum Rad.

Jetzige Aufstellung.

Besser erhalten ist ein ähnliches Stück in der sog. Pfaffengasse; hier ist zum Glück die ursprüngliche Umgebung größenteils gewahrt geblieben. Noch zieren Zinnen die Hofmauer nach der Straßenseite, noch steigen schwere Treppenstufen zum schmucken Wohnbau empor, noch überragt ein stolzer Giebel mit girrender Wetterfahne die säumenden Dachfirsten. Alles ruht noch genau so, wie es der Werkmeister Simon Hügelin vom Schultheißen Balthasar Cuntz laut Vertrag vom Montag nach Fabiani und Sebastiani 1569 auszuführen übernahm [1].

Der Brunnen spricht dieselbe Sprache. Zwar hat das geschäftige Eimerpaar der Schale im Laufe der Jahrhunderte arg zugesetzt; aber das massive Steingefüge hat wacker Stand gehalten. Das Hauptstück trägt die mindere Zahl 69 und des Schultheißen Hauszeichen mit den angelehnten Initialen seines Namens; denn Cuntz entstammte nicht den stolzen Patriziern sondern einer schlichten Krämerfamilie [2], die durch ihrer Hände Fleiß zu bescheidenem Wohlstand gelangt war.

Architektonisch reicher wirkt ein Brunnen im sog. Klingenthaler Hof [3]. Die Schale trägt zierliche Säulenornamente, Kanneluren durchfurchen die Rundsäulen, die unter reichen korinthischen Kapitellen emporstreben. Das Hauptstück zeigt zwischen zwei Sonnenbildern die Wappen der hiesigen Patriziergeschlechter der Sigrist und der Anshelm [4]. Der alte Klingenthaler Klosterhof war damals ein von Basel abhängiger Zinshof, der dem Schaffner Jakob Anshelm in Erblehen gegeben war; der Brunnen selbst scheint ein Meisterstück des Werkmeisters Franz Baur aus dem Jahre 1578 gewesen zu sein.

Als armer fahrender Geselle war er 1576 aus seiner Vaterstadt Ulm zugewandert und hatte sich durch die Geschicklichkeit seines Meißels bald die Gunst des Magistrats erworben. Nach dem Tode des schon erwähnten städtischen Werkmeisters Simon Hügelin ward er dessen Nachfolger im

---

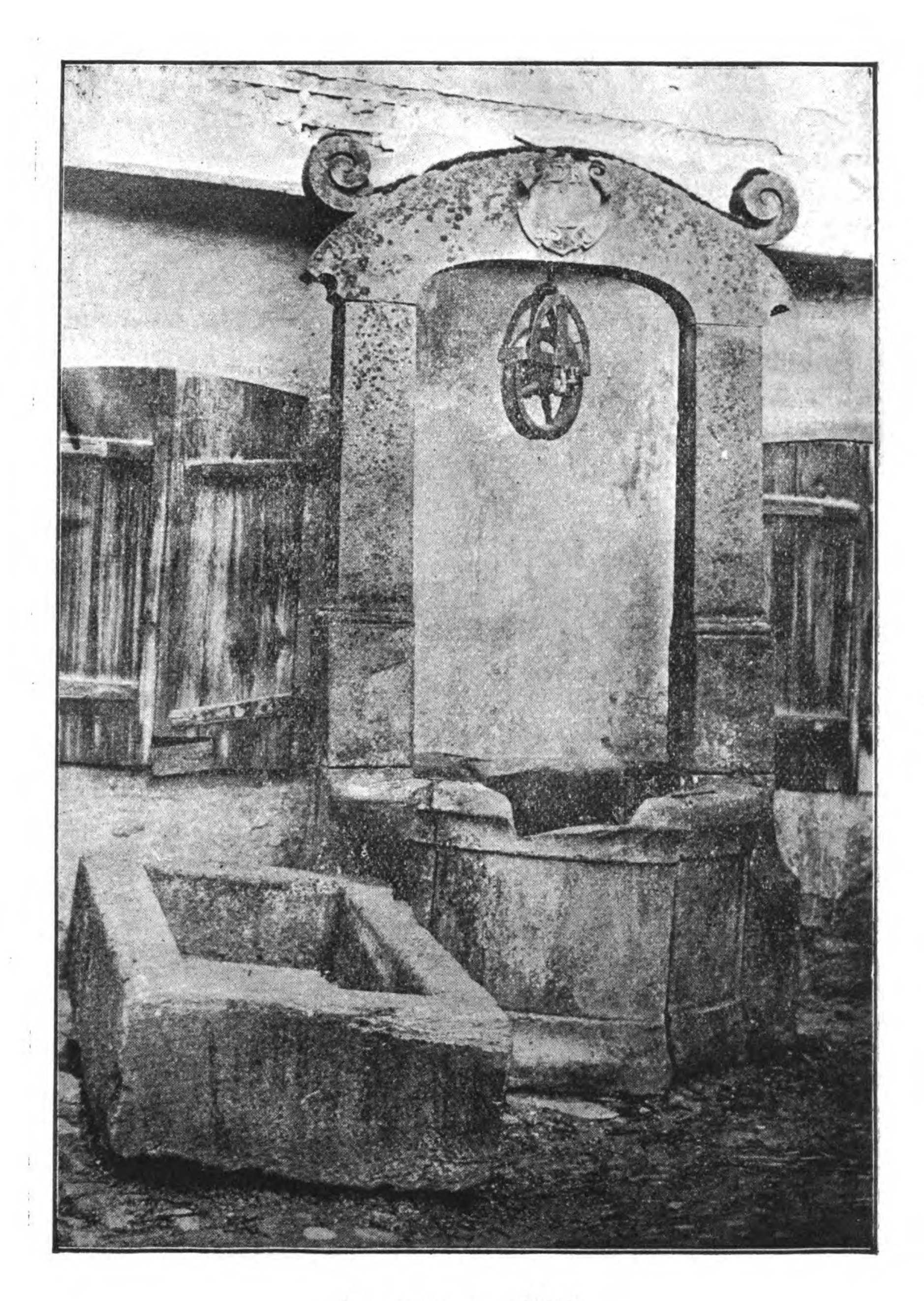
[1] St. A. R. — BB 12. — Vgl. Abb. S. 66.

[2] Anton Cunz, der Tuchmann, erhielt 1544 die Schultheißenstelle übertragen, die dann sein Sohn, der obengenannte Balthasar, von etwa 1560—1600 ununterbrochen innehatte. Vgl. Jahrb. des V. C. XXIX 77.

[3] Vgl. Abb. S. 68 u. 69.

[4] Hans Sigrist war 1454—64 Stadtschultheiß; dessen Sohn Hans Heinrich wurde 1489 Rektor der Universität Basel und starb 1517 als Generalvikar in Straßburg. Das Geschlecht erlosch um 1600. — Niklaus Anshelm stand bis 1575 als Landschreiber der Mundat im Amte.





Brunnen von 1578.

Amte[1]; und wie sehr der Rat seine Tüchtigkeit zu schätzen wußte, zeigt ein Eintrag ins Stadtbuch vom 30. Januar 1577: Frantz Bauren, dem Steinmetzen vnd der Stadt Werckhmeister, ist vff sein Anhalten vnd zu Inkhaufung seineß Handwerk Zeugs 20 ℔ fürgesetzt . . .[2].

Geschmeidiger und ganz anderer Art ist der sog. Brunnen bey dem Radt, den Meister Franz zwei Jahre später im Auftrage des Magistrats auf öffentlichem Platze schuf. Der Vertrag lautet in kurzen Worten: Anno 79, Dinstag nach Valentini ist M. Frantzen, dem Steinmetzen, diser Brunnen verdingt . . . Alle Stein sollen ime auf den Platz gelüfert werden.

Item soll er zwo hübsche Steinine seül vnd oben mit einem Ueberzug aufs formlichst, daz es ime vnd der Statt leblich sein mög, machen.

Das Geschell vnd Bsetz[3] herumb soll mit saubern Blatten gemacht vnd belegt sein.

Für daz würdt ime geben XX gulden[4].

Und der Meister hat die Aufgabe wirklich trefflich gelöst. Das Geschäl ist sehr einfach; die Vierkantsäulen tragen an den Außenseiten Kanneluren. Den Ueberzug schmücken reizende Gesichtsmasken. Dem Spruchband der Mitte aber übergab er den rätselhaften Reimspruch:

Der Gast oft teur mich köft beim Würt
Komm her zu mir ich schenk dir d'Yrt[5].

Sollte es etwa eine boshafte Anspielung auf die Weinverhältnisse des Gastwirtes zum Rad sein, dessen Schencke dem Brunnen gegenüber lag! — Ein niedlicher Aufsatz und drei

---

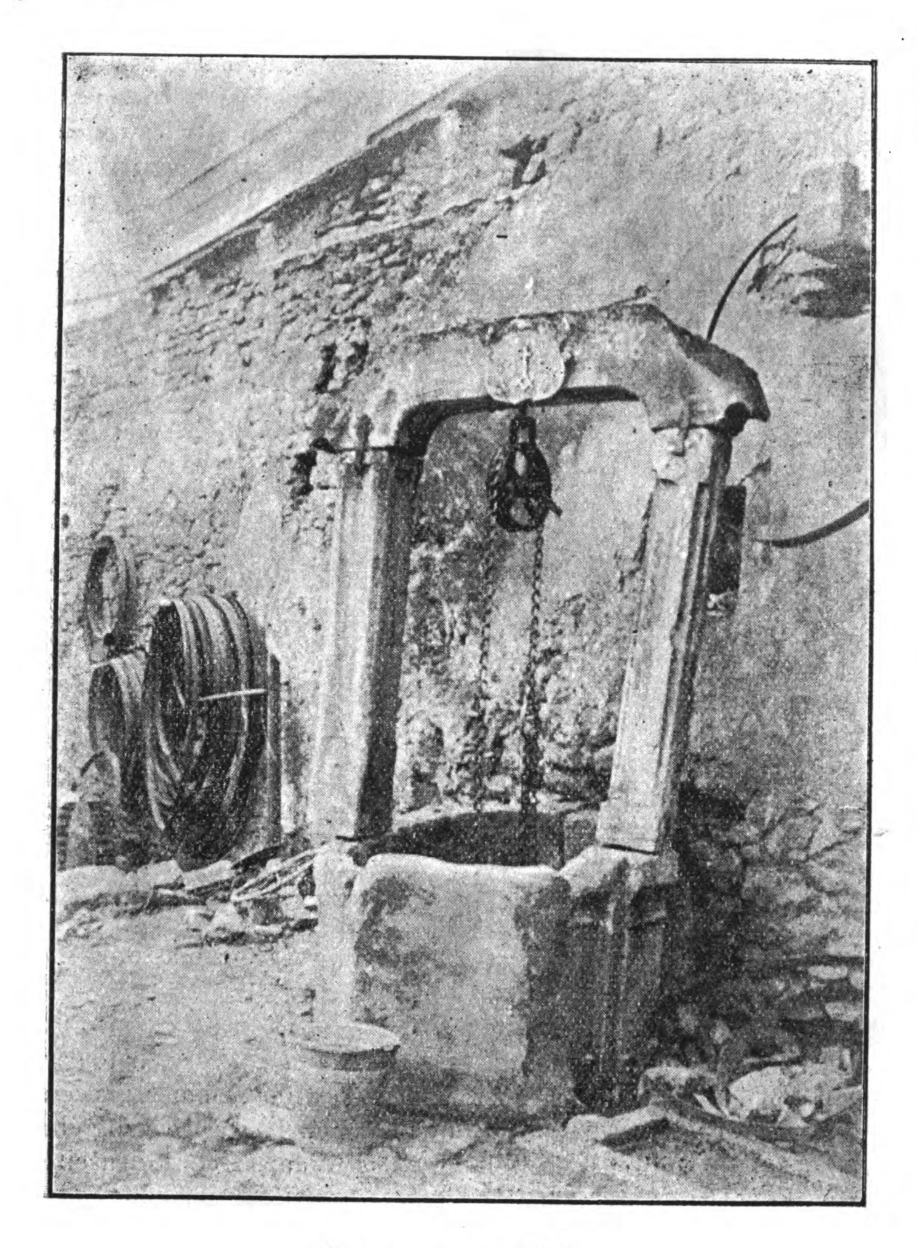
[1] Rufach hatte von altersher zwei städtische Werkmeister zur Instandhaltung von Brücken, Türmen, Mauern und städtischen Gebäuden, einen Zimmermeister und einen Steinmetzen; letzterer führte auch die Aufsicht über die weit und breit gerühmten Steinbrüche der Stadt.

[2] St. A. R. BB 12, 101.

[3] Schale und Pflaster.

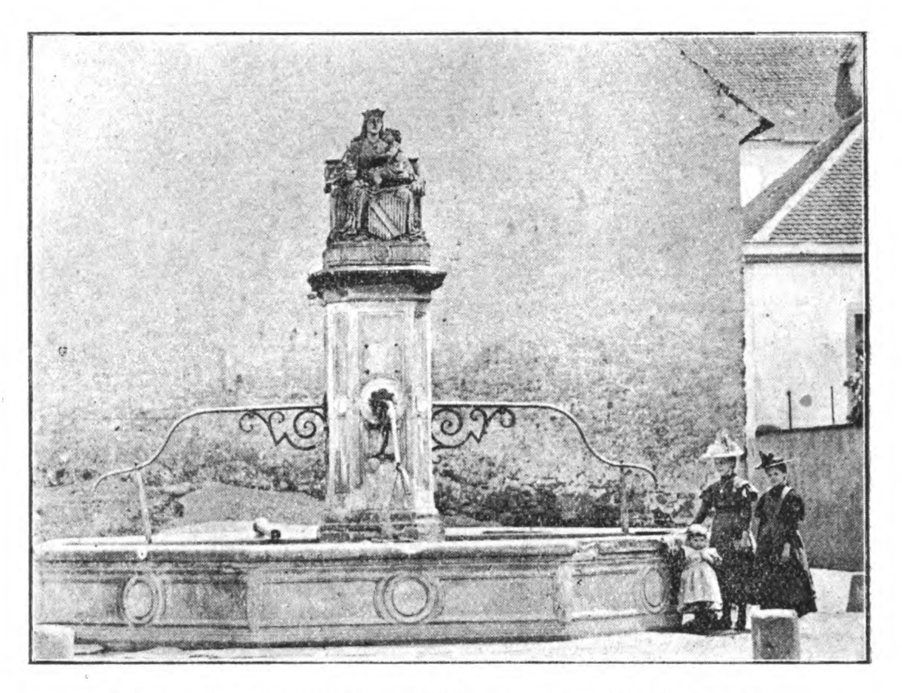
[4] St. A. R. — BB 12. — Vgl. Abb. S. 71.

[5] Das Wort Yrt, Uerte, bedeutet die Zeche im Wirtshaus und ist in diesem Sinne im Sundgau noch gebräuchlich. Vgl. Grimms Wörterbuch IV 2, 2180. Martin u. Lienhart. Wörterbuch I 70.



Brunnen von 1576.

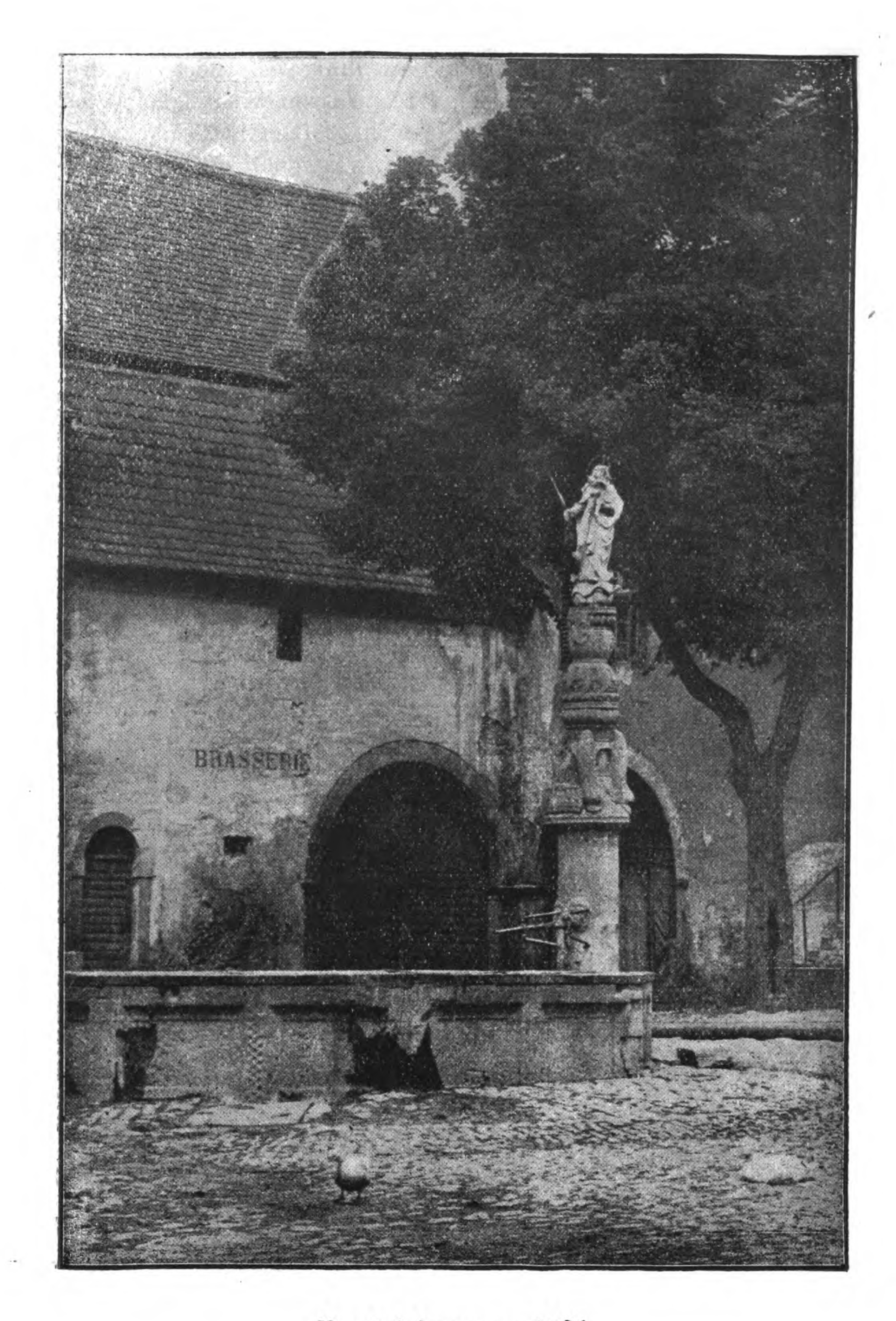
Ringkugeln überhöhen das Ganze in gefälliger Weise. — Zum Schlusse sei noch zweier schlichterer Arbeiten gedacht, die indes aus derselben Zeit stammen. Die ältere ließ der Bürger und Rebbauer Michel Schacherei 1576 in seinem Hofe an der Landstraße erstehen, doch sind vom ursprünglichen Bestand leider nur noch Bruchstücke vorhanden; die einstens schmucke Hofanlage selbst bietet heute gleich dem Brunnen ein trauriges Bild der Vergänglichkeit. Das Brunnenjoch zeigt noch das Datum, ein unbekanntes Steinmetzzeichen und im Wappenschild



Ehem. Laufbrunnen am Eingang der Fräuleingasse.
Erbaut 1860/61.

die Hausmarke des Eigentümers. Das andere Werk hat der Zeiten Läufte glücklicher überstanden; es diente einer ganzen Hofgemeinschaft und bildet mit dem offenen Torbogen ein reizendes altstädtisches Einzelbild. Das Wappen der Stirnseite ist zwar der französischen Revolution zum Opfer gefallen; aber die Initiale weisen auf einen gewissen Diebold Kirtz hin, dessen Bruder Hans damals bischöflicher Amtsschaffner in Rufach war und dessen Wappen und Initiale auf der auf unserm Bilde nicht sichtbaren Rückseite erhalten sind [2]. —

[1] Vgl. Abb. S. 75.
[2] Vgl. Abb. S. 73.



Honsteinbrunnen 1534.

Soviel über die wenigen alten Sodbrunnen unseres Städtchens! — Hätte sich vor etwa dreißig Jahren jemand dieser Arbeit unterzogen, es wären ihm wohl noch an drei Dutzend zur Verfügung gestanden. Verständnislosigkeit und Mangel an Interesse haben leider in letzter Zeit furchtbar unter den atten Gesellen aufgeräumt. Ist doch noch kurz vor Kriegsausbruch der schöne Klingentaler Brunnen um bare 1000 M. an einen Liebhaber in Gebweiler abgegeben worden, und mancher der andern dürfte trotz aller Mahnungen und Belehrungen in Bälde denselben Weg in die Fremde gehen.

V.

Ibrahim Mansur Effendi,

ein Straßburger Abenteurer.

Von

Manfred Eimer.

I.

«Ibrahim» und seine Memoiren.

In der «Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa» von Joh. Wilh. Zinkeisen (VII. Teil, S. 255) findet sich unter den Quellen zur Geschichte des berühmten Wesirs Ali Pascha von Janina ein Werk angeführt: «Mémoires sur la Grèce et l'Albanie», dessen Verfasser als der «Renegat Ibrahim-Manzour-Efendi» bezeichnet wird, mit dem weiteren Zusatz:

«Aus Strasburg gebürtig, stand er lange in den Diensten Ali Paschas».

Auch Byrons Freund und Reisebegleiter John Hobhouse (später Lord Broughton) stützt sich in seinen «Travels in Albania» (Vol. I.) öfters auf «Mansour Effendi», und ebenso fußt K. Mendelssohn-Bartholdy in seiner Studie «Ali-Pascha von Janina» (in Raumers «Historischem Taschenbuch», 4. Folge, 8. Jg. S. 87 ff.) wiederholt auf diesem Memoirenwerk, und er nennt (S. 174, Anm. 5.) Ibrahim-Manzour «Alis ehemaligen Geniekommandanten». —

Nicht ohne einige Schwierigkeit und teilweise nur Dank dem bereitwilligen Beistand des Herrn Oberbibliothekars Prof.

Dr. E. Marckwald ist es gelungen, festzustellen, welcher Straßburger dieser Ibrahim war. Der «Nouveau Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes» von Manne (Paris 1868) gibt, unter Nr. 2576, als Verfasser der Memoiren an: Alphonse-Théodore Cerfbeer. Von diesem vermerkt jedoch Levylier in seinen «Notes et Documents concernant la Famille Cerfberr» (I. Paris, 1902) auf S. 143 nur ein pädagogisches Werk und gibt als Geburtsdatum 1797 an, was für Ibrahim nicht stimmt.

Dagegen enthält eben dies Werk von Levylier auf S. 141 f. die kurze aber inhaltreiche Lebensskizze eines anderen Mitgliedes der bekannten Straßburger jüdischen Familie Cerfberr de Medelsheim (aus Pfalz-Zweibrücken), nämlich des

«Cerfberr (Ibrahim-Samson-Manzour-Effendi), aventurier français, né à Strasbourg vers 1780, mort en 1826» [in Paris].

Dieser, ein Enkel des bekannten Getreidelieferanten Cerf Berr, ist der Gesuchte.

Sein Memoirenwerk ist, und zwar in zwei Ausgaben, im Jahre 1827 zu Paris erschienen, mit dem Titel:

Mémoires / sur / la Grèce et l'Albanie / pendant le gouvernement d'Ali-Pacha; / par Ibrahim-Manzour-Efendi, / Commandant du Génie, au service de ce Vizir. / Ouvrage pouvant servir de complément à celui de / M. de Pouqueville. / Sous les pieds d'un vizir, tu languis enchaînée / entre le sabre et le cordeau. / Voltaire[1]. / Paris. / Chez Paul Ledoux, Libraire usw. / Ponthieu, usw. / H. Langlois et Ce, usw. / M.DCCC. XXVII.

Es umfaßt LXXVI, XXXIX, und 415 Seiten 8°. Beiden Auflagen ist ein Blatt mit Ergänzungen und Druckfehlerberichtigungen beigeheftet (zwei Seiten), und dieser Umstand deutet darauf hin, daß beide «Auflagen», die sich in nichts als in dem etwas geänderten Typensatz des Titelblatts unterscheiden, gleichzeitig gedruckt wurden.

Das Werk zeigt als Titelbild ein schönes Porträt Alis in Steindruck, im Pelzmantel und mit seiner bekannten, der Dogenmütze entfernt ähnlichen, kürbisartigen Kopfbedeckung. Der ehrwürdige weiße Bart paßt wohl zu der eine große Willenskraft zeigenden kräftigen Nase, aber wenig zu den finsteren Stirnrunzeln und dem stechenden Blick der großen Augen. Es ist nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1823

---

[1] In der zweiten Ausgabe folgt hier: Seconde Edition.



hergestellt[1]; der Name des Künstlers ist nicht zu entziffern. Vielleicht (?) stammt sie von Ibrahim selbst[2].

Das Buch besteht aus vier Teilen:

1. Notice sur l'Auteur de ces Mémoires. (I—LXXVI).

2. Notice géographique sur l'Albanie et sur les mœurs de ses habitans. (I—XXXIX).

3. Mémoires sur la Grèce et l'Albanie. La Vie d'Ali-Pacha, Livre I—Livre X. (S. 1—229).

4. Développemens (S. 231—415).

Der zweite Teil berührt uns hier nicht. Dagegen mögen aus den anderen drei Teilen kurze Auszüge folgen, wobei zu bemerken ist, daß Samson Cerfberr, alias Ibrahim-Effendi, in dem, was ihn selbst angeht, oft leider allzu bescheiden gewesen ist und uns über seine weiten Streifen außerhalb Europas (nach 1819) überhaupt nichts mitgeteilt hat.

Der Stil ist im großen und ganzen sachlich, ja trocken. Es ist Ibrahims Bestreben, objektiv und wahrheitsgemäß zu schildern, im Bewußtsein, daß das große Werk des ehemaligen französischen Konsuls in Janina, de Pouqueville, seine eigenen Aufzeichnungen von vornherein weit überrage. Ibrahim ist sich auch des Märchenhaften, das seinen Irrfahrten anhaftet, wohl bewußt; doch beteuert er seine Wahrheitsliebe und entschuldigt sich wegen seiner mangelhaften Sicherheit im Französischen, die allerdings manchmal deutlich ist.

II.

Samson Cerfberr als Franzose und Patriot.

Der Getreidehändler Cerf Berr war bekanntlich der erste Israelite, der mit seiner Familie und seinem Gesinde in Straßburg wohnen durfte. Aus dem Verzeichnis, das er deshalb i. J. 1784 aufstellen mußte, ergibt sich, daß Samson der älteste Sohn des Marx Cerfberr und seiner Frau Esther Boas war[3], und ferner ist festzustellen, daß Samson-Ibrahim etwa 1778 in Straßburg geboren sein muß.

[1] Ali Pascha starb 1822.

[2] Vgl. S. 360: «de la forme dont je l'ai représenté à la tête de ces Mémoires». —

[3] Vgl. Levylier, a. a. O., S. 52. Levylier macht Samson im Stammbaum zum zweiten Sohn des Marx, ohne ersichtlichen Grund. Er irrt auch im Geburtsjahr Samsons, im Erscheinungsjahr der Memoiren u. a. —



Aus seinen Memoiren erfahren wir, daß er sich, heranwachsend, in der deutschen Sprache vervollkommnete, aber in Paris auch schon Englisch trieb und das Türkische erlernte, und zwar bei einem Orientalisten, Prof. Ortis. Er stellt sich uns vor als Husar im 2. Regiment, als welcher er im Winter 1798—99 in Paris diente.

Und nun beginnen seine Abenteuer, die ihn als einen tapferen, unerschrockenen, geistesgegenwärtigen, findigen, ausdauernden und schlauen Mann erscheinen lassen, der mit seltener Klarheit und Willenskraft Herr über die schwierigsten Lagen wurde und über viel diplomatische Selbstbeherrschung, über große Schlagfertigkeit und Ruhe verfügte.

Gleich sein erstes Abenteuer zeigt ihn als einen sehr entschlossenen Mann.

In Paris hörte er, daß Talleyrand einen vertrauenswürdigen Boten zur Ueberbringung wichtiger Depeschen an Bonaparte nach Aegypten suche. Er bot sich dem Minister an, indem er Bezahlung ablehnte, sich dafür aber den Rang eines Hauptmanns ausbat, wenn er die Fährnisse der Reise glücklich überstanden hätte. Denn das Mittelmeer wimmelte von feindlichen Schiffen. Talleyrand betraute ihn mit der Sendung.

Cerfberr nahm seinen jüngeren Bruder Beer mit. Anfang März 1799 machten sie sich durch Piemont auf den Weg nach G e n u a, wo sie glücklich anlangten und ein kleines Staatsschiff, «Isis», zur Verfügung erhielten. Der Kommandant war ein gewisser Espanet, den Ibrahim wegen seiner offenkundigen Feigheit nicht genug verachten kann, während der Schiffsleutnant Barthélémy seine Achtung erwarb. Espanet schlängelte sich der Küste entlang bis Nizza und wollte nicht übers Meer fahren. Ibrahim drohte ihn zu erschießen, falls er nicht in See stäche. Und so überquerten sie dann das Mittelmeer. Nahe bei der Insel G a l e t t a[1] kamen vier große Linienschiffe auf sie zu. Espanet wollte sich lieber den Engländern ergeben als fliehen, und es kam zu energischen Auftritten. Schließlich aber fiel ein Schuß, und die Schiffe setzten die französische Flagge. Als die «Isis» dasselbe tat, hißten die anderen jedoch die englische Flagge und verlangten, auf Rufweite herangekommen, die Uebergabe. Espanet wollte dem nachkommen, aber alle anderen weigerten sich, und der achtzehnjährige Beer schoß eine Kanone auf eines der nahen Ungetüme los, was eine Gewehrsalve von Seiten der Engländer hervorrief. Espanet schrie den Engländern, sich wie toll gebärdend, durch ein

[1] Galita, nördlich an der Küste von Tunis.



Sprachrohr in ihrer Sprache zu, daß man ihn verhindere, ihnen zu gehorchen, und daß sehr wichtige Depeschen auf der «Isis» seien. Ibrahim verstand aber wider Erwarten, was der Kapitän rief. Er schoß auf ihn, und als er ihn fehlte, wurde der Verräter ins Meer geworfen. Doch fischten ihn die Engländer auf. Als kein Ausweg mehr blieb, warf Ibrahim, unter dem Gewehrfeuer der Engländer, seine Depeschen, beschwert mit Kanonenkugeln, ins Meer. Dann strichen sie die Flagge. An Bord der «Northumberland», die später Napoleon nach St. Helena führte, gelangten die Gefangenen nun nach Palermo.

Auf ein Transportschiff gebracht, hatten sie viel zu dulden, bis französische Emigranten, die in Monte Reale wohnten, ihnen mancherlei Gutes taten und sie zu sich einluden, was die beiden Cerfberr sich oft zunutze machen durften.

Die Königin von Neapel, die Mutter der Herzogin von Orléans, wurde durch ihren Beichtvater, einen deutschen Kapuziner namens Pater Diu, der vor der Revolution in Straßburg gelebt und den Vater der beiden Jünglinge gekannt hatte, für sie interessiert. Der Pater hatte sie durch einen bayerischen Augustinermönch sondieren lassen, und als er hörte, daß sie gut bourbonisch gesinnt seien, sprach er der Königin von ihnen. Nelson gewährte ihnen aber trotz der hohen Fürsprache die Freilassung nicht. Doch scheint die Königin schließlich gesiegt zu haben. Denn die Gefangenen wurden auf einem englischen Parlamentärschiff nach Toulon gebracht. Sie durften am Offizierstisch essen, während der Kapitän Espanet von den Engländern mit Verachtung behandelt wurde. Während der Quarantäne kam Bonaparte aus Aegypten zurück, und auf irgend eine Weise endete nun die englische Gefangenschaft der Brüder, nachdem sie vier Monate darin zugebracht hatten.

Nach dem 18. Brumaire (9. November 1799) kam Cerfberr nach Paris zurück.

Hier hatte er ein Erlebnis, das dem zweiundzwanzigjährigen alle Ehre macht, wenn es im Grunde auch einer naiven Unbesonnenheit entsprang. Es bietet überdies ein eigentümliches Zeugnis für die Klugheit Napoleons und seiner Kreaturen, politische Gegner mit Zuvorkommenheit und Milde zu behandeln, um sie umzustimmen. Aber dies System versagte vor dem Charakter Cerfberrs, der stolz von sich sagen konnte, daß er sein Gewissen nicht gegen ihre Orden, Titel und Reichtümer vertauschen würde. Er zeigt sich in dieser Angelegenheit als echter Idealist.

Denn als Bonaparte die Macht in Frankreich an sich gerissen hatte, wurmte es Cerfberr und ließ ihm ein Jahr lang



keine Ruhe. Er war bourbonisch erzogen worden, und so steigerte er sich immer mehr in Zorn gegen den Usurpator. Im September 1800 schrieb er ihm einen « sehr langen Brief », worin er ihm Vorwürfe machte, ihm die Anerkennung versagte, und ihm mit bewaffnetem Aufruhr einer gleichgesinnten Schar drohte. Die Folge war natürlich sofortige Verhaftung, Verhör, Haussuchung und Fahndung nach den nicht vorhandenen Spießgesellen. Daß diese nur erdichtet seien, das gestand Cerfberr nur dem Polizeiminister Fouché selbst, der ihn durch seine Höflichkeit zum Bekenntnis der Wahrheit brachte. Er kam nun in den Temple. mit einem *Empfehlungs*-brief an den Concierge, auf daß er gut behandelt werde (!). Dann wurde er bearbeitet, schriftlich zu widerrufen und sich Bonaparte anzuschließen. Selbst dessen Adjutant, der General Lemarrois, begab sich zweimal zu Cerfberr. Vergebens. Nach sechs Wochen kam er, der bis dahin in angenehmster Einzelhaft gewesen, in die *Infirmerie*, wo er — man beachte das System! — mit gleichgesinnten, sozial hochstehenden Personen zusammen in «Gesellschaft» war. Er empfing auch Besuche eines Oheims, und dieser teilte ihm einmal mit, daß die ihm drohende Verbannung nach den Seychellen glücklich abgewendet worden war. Endlich, nach der Explosion der bekannten Höllenmaschine, brachte die Ueberfüllung der Gefängnisse ihm die Freiheit. Er durfte in das Landhaus seines Vaters in Saint-Maur-lès-Fossées bei Vincennes übersiedeln; freilich stand er dort unter polizeilicher Meldepflicht. Im Oktober 1801 jedoch erlangten seine Verwandten die Erlaubnis für Cerfberr, sich zu seiner Mutter nach *Straßburg* zu begeben.

Hier mußte er sich von Zeit zu Zeit bei dem Präfekten Shée melden, der ihm Straf- und Drohreden hielt. Um sich dem zu entziehen, «benützte» er der Frieden von Amiens (1802), «um sich nach *Konstantinopel* zu begeben, wo er den 1. Januar 1803 ankam».

Die Selbstverständlichkeit, mit der Cerfberr diese überraschende Wandlung in seinem Dasein mitteilt, ist sehr bezeichnend für seine ganze Art.

«Ich nahm Dienst als bin-baschi (Oberst), dem Stab der regulären Truppen beigegeben, die damals auf Befehl des Sultans Selim gebildet wurden.» Er wurde in Stambul von dem elsässischen Orientalisten *Kieffer*[1], damals Sekretär der französischen Botschaft, mit Höflichkeiten «überhäuft».

[1] Joh. Daniel Kieffer, geb. 1767 in Straßburg; gest. 1833.



Cerfberr muß dann etwa sechs Jahre im Dienste des Sultans gewesen sein. Nach den ersten Schwierigkeiten jedoch, die sich zwischen den regulären Truppen und den Janitscharen erhoben, «widerte ihn der ottomanische Dienst an». Aber: «Da ich den I s l a m angenommen hatte, da ich überdies von höherem militärischem Rang war und verheiratet mit einer Türkin aus hervorragender Familie — denn ihr Vater war Gesandter in Wien gewesen, — gab es viele Hindernisse, die sich meiner Rückkehr nach Europa entgegenstellten.» Aber er überwand sie — von seiner Frau spricht er nie wieder — und gelangte unter vielen Gefahren nach T r i e s t, der von den Franzosen besetzten Hauptstadt der Illyrischen Provinzen. Nicht ohne Bedenken reiste er nach S t r a ß b u r g (März 1809). Aber obwohl er sich dort sehr ruhig hielt, fand doch eines Morgens eine Haussuchung bei ihm statt. Sie brachte, ebensowenig wie ein Verhör, etwas Ungünstiges gegen ihn zutage; aber aus Aerger beschloß er, Frankreich den Rücken zu kehren, solange der Usurpator dort herrschte.

Also begab er sich nach P e t e r s b u r g, wo er im September 1810 eintraf. Dort wollte er einen hervorragenden Posten im Heere erlangen. Aber da er hiezu Russe hätte werden müssen, schwankte er keinen Augenblick: «Ich reiste nach Schweden. In S t o c k h o l m hatte ich eine Audienz beim Kronprinzen, dem heutigen König von Schweden; er sagte mir, daß es ihm unmöglich sei, Franzosen in dem schwedischen Dienst zuzulassen. Ich reiste also nach K o p e n h a g e n, wo mir der heute noch regierende König von Dänemark eine Audienz gewährte, die dreiviertel Stunden dauerte. Aber es gab zu viele dänische Offiziere im Gefolge, um einen Ausländer einstellen zu können. Endlich fand ich in K a s s e l, damals der Hauptstadt des Ex-Königreichs Westfalen, wo ich 1811 ankam, Verwandte, die dorthin gekommen waren seitdem das Land sich in der Gewalt Frankreichs befand. Diese ziemlich vielvermögenden Verwandten . . . verschafften mir ein Amt im Ministerium des Aeußern des Königreichs Westfalen.»

Er behielt diese Stelle bis 1813, unter dem Namen d e M e d e l s h e i m, den er annahm, um der Polizei Napoleons zu entgehen.

Als Westfalen von den Russen und Preußen bedroht wurde, packte man die Archive ein. Mit denen des Ministeriums des Aeußeren wurde nicht geheim genug verfahren, sodaß die Bevölkerung es wahrnahm. Der König tadelte den Minister, und dieser gab in seinem Zorn «de Medelsheim» kurzerhand den Abschied (Mai 1813). Angesichts der bedenklichen poli-

tischen Lage tröstete sich Cerfberr, — «in der Gewißheit, daß in kurzem der Minister und sein König nicht zögern würden, mir außerhalb des Königreichs zu folgen [1].» Er reiste nach Frankfurt. «Da ich nicht wußte, wohin mich wenden, begab ich mich aufs geradewohl nach Wien.» Dort kam er am 1. Juni an. Da aber, nach den vergeblichen Verhandlungen zu Prag, der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich auszubrechen drohte, schiffte Cerfberr sich auf einem Kahn auf der Donau ein und fuhr nach Preßburg und von da nach Pest.

«Ich nahm die Post, durcheilte rasch Ungarn und Slavonien und kam in Brod an, am Ufer der Save, ehe die Kriegserklärung veröffentlicht worden war.» Der österreichische General stellte ihm einen Paß aus und empfahl ihm selbst, sich zu beeilen, das türkische (heute bosnische) Ufer zu gewinnen. Er fuhr nach Bosnisch-Brod hinüber, voll neuer Befürchtungen, da er doch Muselman war, aber europäische Kleidung trug. Er suchte daher den Kadi auf, und erklärte ihm, er wolle Muselman werden. «Er pries Gott, warf sogleich meinen Hut zum Fenster hinaus, riß sich den Schawl, der ihm als Gürtel diente, ab und umwickelte mir damit den Kopf als wie mit einem Turban. Er gab mir einen Brief für den Kaimakan (Generalleutnant des Paschas), den Statthalter von Bosnien, in Trawnik.»

Nun war Samson Cerfberr endgültig ein Türke geworden.

III.

Ibrahim Mansur Effendi.

Cerfberr mietete Pferde und ritt den nächsten Morgen nach Trawnik ab, — europäisch gekleidet, aber mit dem Turban als Hauptzier. Der Statthalter nahm ihn freundlich auf. Dagegen erfuhr Cerfberr Schwierigkeiten durch den französi-

---

[1] Die Angabe, daß der von Bonaparte Verfolgte eine Anstellung in Kassel gesucht habe, konnte die Glaubwürdigkeit «de Medelsheim's» etwas in Frage stellen. Eine Stichprobe schien daher geboten. Aus verschiedenen Werken über das Königreich Westfalen geht aber hervor, daß es mit dem eiligen Einpacken wertvoller Gegenstände, z. B. im Kgl. Schloß, seine Richtigkeit hat Vgl. z. B. A. Kleinschmidt, Geschichte des Kgr. Westfalen 1893. S. 548. 552. 556.

schen Konsul, Pierre David, der vom Uebertritt des Franzosen zum Islam gehört hatte und seine Persönlichkeit feststellen wollte. Der Konsul ließ Cerfberr durch den Kadi ausforschen, wobei er aber an den Unrichtigen kam. Cerfberr verweigerte jede Auskunft, da er alle Brücken hinter sich abgebrochen habe. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß er sich einen muselmanischen Namen beigelegt hatte, nämlich Ismael (nicht Ibrahim!). Er erklärte dem Kadi, den er rasch durchschaute, schließlich mit einer kecken Offenheit, die ihm zu Gebot stand, daß er (Ismael) sich ja das Vergnügen machen könnte, den Kadi und den Konsul zu täuschen, indem er seinen Geburtsort und Namen einfach falsch angäbe. Aber er bitte ihn, diese Angelegenheit ruhen zu lassen. Und da er sich fortwährend geschickt auf sein Muselmanentum berief, entwaffnete er den Kadi, dem der christliche Konsul im Grunde gleichgültig war, und schied als Freund von ihm.

Dieser Sieg über einen Gegner durch sein Auftreten und die kluge, durch Weitblick und Menschenkenntnis bestimmte Sprache ist bezeichnend für Cerfberr. In ganz besonders praktischer Weise wußte er in heiklen Situationen den Islam auszunützen und den Mohammedanern mit ihrer unbedingten Unterwürfigkeit unter die Regeln des Koran ein Schnippchen zu schlagen. Besonders bei Ali Pascha kam ihm seine Sicherheit und Ueberlegenheit dabei oft recht sehr zu statten. —

Um dem gefährlichen Konsul auszuweichen, begab er sich nach dem unweit Trawnik gelegenen Skopia, um bei der Familie des Paschas von Bosnien, Suleiman, Unterschlupf zu suchen: das vornehmste Haus war ihm gerade gut genug. Wiederum sehr bezeichnend!

Der Pascha aber führte Krieg in Serbien; in Skopia weilten nur drei seiner Söhne. Der älteste, Mustapha Bei, nahm ihn freundlichst als Gast auf, und so verbrachte er einen Teil des Winters in dem romantisch außerhalb Skopia gelegenen Kastell. Mustapha gab ihm das Gemach seines zufällig abwesenden Bruders Mohammed, der ebenso wie der dritte, Ibrahim, schon eine hohe Stellung in Bosnien einnahm. Als Mohammed Bei bald danach zurückkam, wehrte er sich dagegen, daß «Ismael» das Zimmer räume, und quartierte sich bei Ibrahim Bei ein. An diesen Ibrahim schloß sich Cerfberr besonders eng an. Er kann sein Wesen und seine Vorzüge nicht genug loben. Aus diesen Gründen nahm Cerfberr nunmehr den Namen Ibrahim an, während der dreijährige Sohn Ibrahim Beis, bis dahin Ali, fortan Ismael genannt wurde.

Inzwischen hatte der Pascha immer wieder das Beste über den Ankömmling gehört, den seine Söhne ihren Bruder nannten, und lud ihn schließlich ein, in sein Heer einzutreten. Mit orientalischer Freigebigkeit ausgestattet, von den Brüdern mit ebenso nützlichen wie kostbaren Geschenken bedacht, von erlesenen Dienern begleitet, von der Mutter und den Frauen der Brüder mit feinen Tüchern und Süßigkeiten überhäuft und mit der Führung von etwa 500 Soldaten und Bauern, die als Pioniere dienen sollten, betraut, verließ Ibrahim das gastliche Kastell und gelangte zu Suleiman Pascha, der damals die serbische Festung Loscheniza (sw. Schabaz) belagerte. Suleiman begrüßte ihn als seinen neuen Sohn, und Osman Bei, der jüngste der Paschasöhne, empfing ihn als Bruder, «da Ibrahim der Sohn seines Vaters und der Bruder seiner Brüder sei». Erfüllt von der Güte des Paschas und dem angenehmen Wesen seiner Umgebung beeiferte sich Ibrahim, sein Bestes zu leisten, und trug, wie er sagt, zu der Einnahme von Loscheniza, von Schabaz und zur Uebergabe von Belgrad mit bei.

In Belgrad schenkte Suleiman ihm ein hübsches Haus, das dem Bruder des «Schwarzen Georg» gehörte, und welches Ibrahim bis an sein Lebensende «besaß», wenn er sich seiner auch nur kurze Zeit erfreut hat. Er bekam überdies serbische Sklaven und Skavinnen, Kühe und Rinder, Büffel und Hämmel, ferner Prachtspferde. volle Börsen und ein Ehrenkleid, das ihm feierlichst angelegt ward. Auch gab ihm Suleiman den Beinamen Mansur, d. h. der Siegreiche. —

Ein seltsamer Kamerad gesellte sich ihm in Belgrad bei: ein Graf von Taxis, der, obwohl ein erst 28jähriger preußischer Kavallerieoffizier, doch schon Inhaber des preußischen Verdienstordens war. Aus politischen Gründen von Stein verfolgt, flüchtete er zu den Türken und wurde Muselman. Natürlich schlossen sie sich eng aneinander an. Ibrahim lehrte den Grafen das Türkische. Sie erlebten bei einem ihrer gewohnten Ritte in der Umgebung der Festung einmal ein schlimmes Abenteuer, indem die von Popen aufgestachelten serbischen Diener sie plötzlich überfielen. Nur das Dazukommen eines hohen Offiziers und seiner Begleitung rettete sie aus größter Not. Denn sie hatten ein regelrechtes Feuergefecht zu bestehen, und der Graf war verwundet und kaum mehr kampffähig. Die treulosen Diener und ihr Anhang wurden, obschon Ibrahim und der Graf um Schonung für sie baten, gepfählt. Auch eine vierzehnjährige Sklavin, die Ibrahim von einem Soldaten losgekauft hatte, war in die Sache verwickelt; sie war die Schwester eines der am Ueber-

fall Beteiligten. Ibrahim wurde von Entsetzen vor ihr ergriffen und schenkte sie dem Mufti von Belgrad.

Ibrahim erfuhr nun aus österreichischen Zeitungen, daß Napoleon abgedankt hatte, und er entschloß sich, so bald wie möglich in die Heimat zurückzukehren. Aber der Pascha hätte ihn nicht gehen lassen. So gab er vor, nach Mekka pilgern zu wollen. Außer seinem Hause verkaufte und verschenkte er alles und behielt nur zwei Diener. Der Pascha gab ihm auf den Weg einen Freibrief für Unterkunft und Nahrung mit und überdies Empfehlungsbriefe an hochgestellte Persönlichkeiten. Jenen hat er ohne Zweifel lange ausgenützt; diese halfen ihm teilweise noch später (nach 1819), während er sie zunächst nicht verwenden konnte. Denn nach Mekka ging er nicht.

Ueber Widin und Rustschuk reisend, wo er Aufträge Suleimans zu übergeben hatte, machte er einen Abstecher nach Bukarest, dem Hospodar der Wallachei von Mehemed Ali, dem Pascha von Rustschuk, bestens empfohlen. Er besuchte dort den französischen Konsul Ledoux, und hatte das Vergnügen mit ihm zu speisen und einmal wieder französische Zeitungen lesen zu können. Dann reiste er weiter nach Konstantinopel, nicht ahnend, welche Odyssee seiner nun harrte.

Anfang Juli 1814 kam er an den Bosporus, und wollte so rasch wie möglich nach Frankreich zurückkehren. Um den Barbaresken nicht in die Hände zu fallen, wählte er jedoch den Weg über Odessa. Er hielt es für gut, sich beim russischen Botschafter Italinski einen Paß zu besorgen. Er klärte den Gesandten freimütig über seine Verhältnisse auf. Er wurde äußerst höflich behandelt und man empfahl ihm ein Schiff, das ein Kapitän aus Ragusa zwischen Stambul und Odessa führte. Ibrahim vertrieb sich die Zeit bis zur Abfahrt mit dem Lesen von Büchern, die die Botschaft ihm verschwenderisch zur Verfügung gestellt hatte, und die ihn schon im Hafen an Bord fesselten. Anfangs August steuerten sie ins Schwarze Meer. Stürme zwangen sie, in Kawarna (nördlich Warna) zu landen. Und nun erklärte der Kapitän dem Ahnungslosen, daß er einen Uriasbrief mit sich führe, den er dem ersten russischen Hafenkommandanten, wo sie landen würden, zu geben habe, ehe Ibrahim an Land gelange; und ferner, daß die Bücher nur ein Mittel gewesen waren, um ihn, wie geschehen, möglichst an Bord zu halten. Der Kapitän riet ihm, in Kawarna, welches türkisch war, auszusteigen. Aber: «Da ich ein gutes Gewissen hatte, konnte ich nicht glauben, daß die Depesche mich beträfe, und ich ver-



steifte mich darauf, die Höflichkeiten der russischen Botschaft als den Ausfluß der Menschenfreundlichkeit und der vollkommensten Zivilisation aufzufassen.» Er blieb an Bord, und nach vielen Fährlichkeiten gelangten sie nach Odessa.

Nach Erledigung der Quarantäne (Mitte September 1814) begab er sich in die Höhle des Löwen, nämlich ohne weiteres zum Gouverneur von Odessa, dem Herzog von Richelieu, der gerade damals seinen Posten verließ und nach Frankreich abreisen wollte. Der Herzog gewährte ihm «eine sehr lange und sehr gnädige Audienz». Das Ergebnis war, daß Ibrahim auf seinen Paß nach Petersburg warten solle, und daß der Herzog ihn seinem Nachfolger, dem General Cobley, empfehlen wolle. Auch von mehreren angesehenen Franzosen, die mit dem Herzog in Verbindung standen, wurde Ibrahim mit Höflichkeiten überhäuft. Er war ganz sicher, daß der Kapitän sich geirrt habe. Ja, der Herzog stellte Ibrahim dem General Cobley selbst vor, und empfahl ihn seiner Fürsorge. Aber der Paß kam nicht, und Cobley vertröstete den Wartenden immer wieder. Am 2. Februar 1815 jedoch erschien ein Offizier bei Ibrahim und führte ihn, auf Befehl des Zaren Alexander, auf die Festung. Am hellen Tage wurde Ibrahim nebst seiner ganzen Habe unter Bedeckung durch die Stadt geleitet und dort in ein Gemach gesperrt, bewacht von einem Soldaten, der ihn nicht aus den Augen ließ. Am 18. Februar wurde dem Gefangenen verkündet, daß er frei sei, aber an die türkische Grenze gebracht werden würde. Als er sich weigerte, erschien der General Cobley selbst, und erklärte ihm nun, der Botschafter Italinski habe ihn für einen Agenten Bonapartes gehalten, der im Einverständnis mit der türkischen Regierung die südlichen Landschaften Rußlands aufwühlen sollte! Italinski habe Ibrahims sofortige Verhaftung empfohlen, aber der Herzog von Richelieu habe es vorgezogen, ihn «in glücklicher Unwissenheit darüber zu lassen, welcher Sturm ihn bedrohte.» Ohne die Empfehlung des Herzogs, der ihn, Cobley, zum gleichen Verhalten bestimmt habe, wäre Ibrahim «unfehlbar nach Sibirien geschickt worden.»

Welchen Eindruck diese Mitteilung dauernd bei Ibrahim hinterlassen haben muß, geht daraus hervor, daß er die schreckensvollen Worte in Kursivschrift drucken ließ! — Vier und einen halben Monat hatte die Komödie gedauert. Viele gute Bekannte hatte Ibrahim in dieser Zeit in Odessa gewonnen; jetzt verweigerte man ihm, Abschied von ihnen zu nehmen. Statt dessen gings, unter Führung eines sehr liebenswürdigen Offiziers, durch die Steppe, durch Tiraspol, Bendery, nach Kischinow. Dort «überhäufte» ihn



der General Engelhard wiederum mit Höflichkeiten, und ein anderer Begleitoffizier brachte die kleine Karawane bis an die Grenze, den Pruth.

Der Strom war zugefroren. Mitten auf dem Eise machte der begleitende Sergeant Halt und lud mit Hilfe der beiden Postillione das Gepäck aufs Eis ab. Der Offizier wünschte glückliche Reise, und sie ließen Ibrahim, wo er war. — In der Ferne ein moldawisches Dorf. Aber das Gepäck allein dort lassen? Ibrahim rief laut und schoß seine Pistolen ab. Das zog einige Juden aus dem Dorf herbei, und sie schleppten das Gepäck ins Haus des Ortsvorstehers. Abends gings noch weiter nach Jassy, der Hauptstadt der Moldau.

Am folgenden Morgen stellte Ibrahim sich dem französischen Konsul vor. Sie freuten sich ihrer Landsmannschaft, und Ibrahim erhielt einen Paß, — den ersten mit dem Lilienwappen. Wie schlug ihm da, dem vermeintlichen Agenten Bonapartes, das Herz! Nach drei Tagen verließ er Jassy, und eilte nach der Heimat zu, so schnell wie möglich, durch die Bukowina, nach Galizien. Nach einigen Tagen der Rast in Lemberg ging es weiter durch Galizien, durch Oesterreichich-Schlesien (Teschen) nach Olmütz und Brünn. Ibrahim strebte gen Wien. Da — es mag ihn schwer getroffen haben — erfuhr er, daß Napoleon aus Elba geflohen und in Frankreich gelandet war. Aber er glaubte es nicht. Erst auf der Gesandtschaft in Wien erfuhr er, daß die unheilvolle Kunde nur allzuwahr gewesen.

Ein naiver Zug, der Ibrahim eigen war, läßt ihn herb über die Wiener Polizei aburteilen, welcher dieser «Franzose» verdächtig war. Und doch war daran selbstredend das türkische Gewand schuld, das er nicht abgelegt hatte! Sie wollten ihn nicht weiterziehen lassen; aber bleiben sollte er auch nicht. Er schlug ihnen vor, ihm einen Luftballon herzurichten, damit er nach dem Mond fliegen könne.

Endlich erhielt er von der Botschaft einen Paß nach Tunis und der Berberei, also in eben die Gegenden, wegen deren Feindseligkeit gegen die Bourbonenherrschaft er nicht geradenwegs von Stambul nach Marseille gefahren war. Nun wollte er dort Nachrichten aus Frankreich abwarten. Also weiter, nach Triest.

Dort zunächst ein Besuch seitens der Polizei, Beschlagnahme der Papiere, fünf Tage lang eine je dreistündige Durchprüfung derselben, und dann die Sonne der Gnade über dem als bourbonisch gesinnt erkannten Tagebuchschreiber. Erst in zwei Monaten sollte ein Schiff nach der Berberei abgehen. Daher entschied Ibrahim sich zunächst für Messina, nicht

ahnend, was ihm dort alles begegnen sollte. Der sizilianische Konsul erkannte Ibrahim wieder, da er ihn bei seinem ersten Aufenthalt gesehen hatte, als Triest die Haupsstadt der Illyrischen Provinzen gewesen war. Es wiederholte sich die diplomatische Scheinkomödie des Botschafters Italinski: Ibrahim war dem Konsul als vermutlicher Anhänger Napoleons sofort verdächtig, und er entsandte einen entsprechenden Brief an den Gouverneur in Messina.

Im April 1815 kam Ibrahim dort an. Von der Polizeistube mußte er zum Gouverneur, dem Fürsten de la Scaletta. Dieser empfing ihn sehr hochnasig und beschuldigte Ibrahim, den treuesten aller Bourbonenfreunde, ein Jakobiner und im Dienste des Korsen gewesen zu sein. Ibrahim wehrte sich mutvoll, und nannte den Konsul in Triest sogar geradeheraus einen Dummkopf; er, Ibrahim, sei ja viel zu jung, um Jakobiner gewesen zu sein! Diesem und anderen schlagenden Beweisen konnte der Fürst sich nicht wohl entziehen, und wurde «menschlich» (s'humanisa). Dennoch war er noch mißtrauisch und wies Ibrahim den «Goldenen Löwen» am Meer, aber dicht bei der Polizeistation an. Hier mußte Ibrahim sich alle vierundzwanzig Stunden melden, und durfte weder einen Schritt in die Stadt tun, noch mit jemand sprechen. Er durfte nur am Meere hin- und hergehen, wobei ein Soldat ihm wie sein Schatten folgte. Auch mußte dieser Wächter nachts vor Ibrahims Zimmertür schlafen.

Da kam der König von Neapel nach Messina, um in sein verlorenes Reich wieder einzuziehen. Ganz Messina feierte und jubelte. «Ich allein, ich unglücklicher Gebannter, ich irrte am Ufer hin, gezwungen, alle Welt zu fliehen; und sehr oft erfuhr ich die Pein, in meiner Nähe das Wort spia, Spion, zu hören! Andere sagten mir Kränkendes als einem Türken, denn ich hatte immerwährend mein morgenländisches Gewand und meinen Bart behalten . . . . . Aber der «Spion» ärgerte mich derart, daß ich mich entschloß, alles zu wagen, um mich dem zu entziehen.» Er erfuhr, daß der König nicht weit vom Hafen in einem Kloster wohnte. Auf einem seiner Gänge am Ufer bat Ibrahim den Soldaten, ihm etwas Schnupftabak zu kaufen. Kaum verschwand der Soldat im Laden, als Ibrahim — meint man nicht, ein naives Hauffsches Märchen zu hören? — in der nächsten Gasse verschwand und so schnell er konnte, in die Wohnung des Königs rannte. Der Soldat hinterdrein! Ibrahim schrie so laut er konnte, daß er den König sprechen wolle. Ein betreßter Höfling verwies ihm dies Benehmen, aber Ibrahim ließ sich weder durch diesen noch einen zweiten Herrn abbringen, und verlangte schlankweg das

Ehrenwort des zweiten, dem König seine Beschwerden zu melden. Mit erstaunlichem Entgegenkommen sagte der Herr es ihm zu, und Ibrahim durfte ihm erzählen, was ihn bedrückte. Der Herr ging zum König und kam zurück mit der unangenehmen Mitteilung, daß der Fürst de la Scaletta eben angekommen sei. «Dieser war sehr überrascht mich in der Vorhalle zu sehen, und der Soldat sagte ihm zitternd, daß ich gegen seinen Willen dort sei; zu gleicher Zeit sprach ich noch lauter als der Soldat und bedeutete ihm, daß ich auf Befehl des Königs dort wartete.» Man hätte nun denken können, daß der Fürst, erzürnt, den König gegen Ibrahim eingenommen hätte. Aber die Menschen waren damals weniger spröde als heute: das Gegenteil geschah. Ibrahim wurde zur Majestät befohlen. Diese lachte, als sie den Türken erblickte. Ibrahim erzählte und spielte zuletzt den Bourbonen aus, der von einem Bourbonen Schutz erwarten dürfe. «Ihr habt Recht», sprach der König, und erlaubte Ibrahim, in seinen Staaten zu wandeln und zu weilen, wo er wolle.

Er genoß nun die Herrlichkeiten Messinas und seiner Umgebung und wollte sich in einer Klausnerei, San Niccolo, niederlassen, versorgt von einem neuen Diener, Namens Ali.

Aber ehe es dazu kam, erhielt er einen Brief vom Polizeihauptmann Salomon, der ihm stets wohlgesinnt gewesen war, und der ihn eilig auf dessen Zimmer rief. Salomon erklärte ihm, daß ein Offizier der englischen Besatzung, welche in der Zitadelle lag, und der ein Korse war, Nachforschungen angestellt habe, die ergeben haben sollten, daß Ibrahim ein französischer General in Murats Diensten und daß Ali sein Adjutant sei. Deshalb seien beide den Engländern auszuliefern, um vor das englische Kriegsgericht gestellt zu werden. Sie würden beide erschossen werden. Auch der Gouverneur habe nichts dagegen machen können. Sie begaben sich jedoch zu diesem, und das Ende der Besprechung war, daß der Kapitän eines bewaffneten Schiffes von der ägäischen Insel Hydra gerufen wurde, um den Befehl zu empfangen, Ibrahim an Bord zu nehmen. Ali packte rasch alle Habseligkeiten seines Herrn zusammen und am nächsten Morgen waren sie unter Segel und kamen glücklich in Hydra an.

Hier blieb Ibrahim zwei Monate, und machte dort die Bekanntschaft der beiden hervorragenden Griechenführer Kondriotis und Miaulis. Er suchte indessen fortwährend sehnsüchtig eine Gelegenheit, um nach Marseille zu kommen. Es fand sich aber keine, und Ibrahim reiste nach Nauplia, um von dort nach Patras überzusetzen.



In Nauplia empörte er sich darüber, wie türkische Offiziere griechische Handlanger behandelten, die einen schweren Mörser auf die hochgelegene Festung hinaufbefördern sollten, es aber nicht vermochten. Ibrahim wandte sich an den Artilleriekommandanten, und stellte ihm vor, daß man das Geschütz viel besser auf andere Art an seinen Ort bringen könne. Auf die Frage, wer er sei, wies er seinen Firman von Suleiman Pascha aus Belgrad vor. Sofort waren die Griechen entlastet. Ibrahim ließ nun Balken einfetten und wie ein Geleise nebeneinander legen; und was dreihundert arme Menschen nicht zuwege gebracht, wurde nun von vier Pferden leicht bewerkstelligt. In drei Stunden war der Mörser an Ort und Stelle.

Ibrahim war der Held des Tages in Nauplia. Ein Hochmögender bot ihm sofort ein einträgliches Gut an, wenn er bei ihnen bleiben wolle. Ein Haus, eine Frau sollte er bekommen. Ibrahim dankte; er wollte am nächsten Morgen abreisen. Aber nun hieß es, man werde ihm die Abreise nicht gestatten; man brauche ihn, und Gott habe ihn gesandt. Es blieb ihm nichts übrig, als sein Gut und ein Haus anzunehmen. Mit der Frau wartete er noch ab. Man drängte ihn zur Wahl, aber er fürchtete, Vater werden zu können und dann erst recht an «diese Hölle» — Nauplia — gefesselt zu sein.

Nur die Flucht konnte retten. Ein neapolitanischer Renegat, der im nahen Argos wohnte, ward der Mittelsmann. Jeden Tag suchte er Ibrahim auf und nahm etwas von dessen Habseligkeiten auf seinem Pferde mit. Ueberdies gewann Ibrahim die Offiziere der Torwache. Und eines Tages — drei Monate waren vergangen — entfernte er sich zu Fuß durch das Tor der Stadt. Draußen warteten Ali und der Neapolitaner mit Pferden, und in sausendem Galopp gings nach Argos. Im Hause der Geliebten seines Retters, einer Negerin, übernachtete Ibrahim, und ritt am nächsten Morgen nach Korinth. Von dort fuhr er — stets von Ali begleitet — nach Lepanto.

IV.

Ibrahim bei Ali Pascha.

Lepanto gehörte zu den Provinzen des Allgewaltigen von Albanien, Ali Pascha von Janina. Sein Sohn Saleh Pascha befehligte den Platz, obschon er erst siebzehn



Jahre zählte. Ibrahim war sein Gast. Stets sehnsüchtig nach Berichten aus Frankreich, wünschte er Zeitungen zu lesen. Saleh wollte und konnte ihm keine verrschaffen, und riet ihm, scheinbar harmlos, sich zu seinem Vater nach Janina zu begeben, der durch seine Agenten ganz auf dem Laufenden sei. Er verschaffte Ibrahim ein Schiffchen, das ihn nach Prevesa brachte; auch gab er ihm einen Brief an seinen Vater mit.

Ibrahim langte mit Dienern und Gepäck glücklich in Janina an (13. Juni 1816).

Ali hatte durch Kuriere bereits von Ibrahim gehört, und ließ ihn am nächsten Morgen rufen. Ali log ihn in so übertriebener Weise über die Zustände in Frankreich an, daß Ibrahim es sogleich merkte, und dem Gefürchteten ohne weiteres mit gewohnter Offenheit widersprach. Aber Ali gab doch so viele Einzelheiten an, daß Ibrahim schließlich ganz kleinmütig wurde. Dies benutzte Ali, um ihm zuzureden, in seine Dienste zu treten, und zwar unter guten Bedingungen und als einer seiner Truppenführer. Ibrahim dankte der Vorsehung, die ihm eine solche Zufluchtstätte öffnete, während es in Frankreich drüber und drunter ging — es war am 14. Juni 1816 und die Stürme längst vorüber, — und er war gerührt durch das zur Schau getragene natürliche Wohlwollen des fünfundsiebzigjährigen Wesirs und durch seine Hochherzigkeit. Ali bestimmte ihm eine Geldsumme monatlich, die er bei der Zollstelle erheben sollte; das sei eine besondere Vergünstigung.

Als Ibrahim sich nun in der Stadt umsah, machte er die Bekanntschaft einiger Italiener, die ihm zu seinem Schrecken die Augen öffneten. Sie waren eine ganze Reihe von Jahren in Janina, aber nicht freiwillig, sondern gewaltsam zurückgehalten. Ja, ein Pariser Namens Michel erduldete dies Schicksal schon seit zwanzig Jahren. Dieser sagte Ibrahim, Ali werde ihn nie wieder ziehen lassen. Und er sprach wahr. Ali war der einzige Pascha, der Europäer in seinen Dienst nahm und von ihnen zu profitieren suchte. Aber er hatte auch sein Land mit einer förmlichen Mauer von Wächtern umgeben, und nur ein ganz bestimmter Paß verschaffte die Möglichkeit, lebend hindurchzukommen.

Sehr erfreut zeigten sich die vornehmen Muselmanen in Janina, Ibrahim als europäisch gebildeten Glaubensgenossen für ihre Zwecke verwenden zu können, was sich besonders gegen die ränkevollen Griechen am Hofe, namentlich die «Grammatikos», wie Ibrahim sie nennt, Alis Sekretäre, richtete. Sie wollten ihn so bei Ali loben, daß er eine der mächtigsten Hofstellen erhalten sollte. Ibrahim befand sich also, kaum

angekommen, schon mitten in der Hofintrige, und mußte es sich zunächst gefallen lassen.

Bei einer zweiten Audienz war Ali Pascha höchst gnädig und machte Ibrahim zum Leiter des Geniewesens, d. h. hauptsächlich zum Festungsbaumeister seines Reiches, wobei überdies die Kanoniere und Bombardiere seinem Befehl unterstellt wurden.

In dieser Würde verblieb Ibrahim nun wohl oder übel volle drei Jahre[1]. Ueber seine eigentliche Tätigkeit erfahren wir recht wenig. Er scheint aber in seiner amtlichen Eigenschaft ganz Albanien und was dazu gehörte kennen gelernt zu haben. Denn da Ali Pascha blindlings an alles glaubte, was ein Derwisch ihm sagte, und da einer derselben ihm gesagt hatte, sein Leben hänge davon ab, daß er nicht aufhöre zu bauen, so war das Bauen eine Manie des Despoten, obschon ein anderer Derwisch ihm geweissagt hatte, daß er 150 Jahre alt werden werde. So kam Ibrahim, wie er sagt, nach Akarnanien, Aetolien, Phokis und Tessalien; über Einzelheiten äußert er sich nicht. Er berichtet nur, daß er einmal den Auftrag zur Befestigung von Janina erhielt, und daß bei anderen Bauten die Griechen ihm zu schaden suchten, indem sie bei den Materiallieferungen und Arbeiterkommandierungen stets viel weniger auf ihre Anweisungen schrieben, als Ibrahim nach seiner Berechnung angegeben hatte. Und da Ali nicht Griechisch lesen, überhaupt nicht lesen und nichts als seinen Namen schreiben konnte[2], so vermochte Ibrahim sich nicht zu rechtfertigen, wenn es nicht schnell genug ging. Ein köstliches Beispiel von der Unbildung des Finsterlings, in dessen Händen er war, erzählt Ibrahim aus dem Anfang seiner Gefangenschaft. Ali hatte ihn, auf Befehl des Sultans, nach Lepanto geschickt. Dort nahm er die Pläne der Festung

---

[1] Levylier, a. a. O. S. 142 sagt: «Il alla demander du service au fameux Ali . .» Dies ist eine weitere und unbegreifliche Ungenauigkeit in L.'s biographischer Skizze. — Es mag hier erwähnt sein, daß im Jahre 1809 noch ein anderer Elsässer, und zwar als Arzt, im Dienste Ali Paschas stand. Hobhouse sagt (Travels in Albania, usw. I, 1855; S 94f.), daß, als er und Byron am 11. Oktober 1809 in Tepeleni ankamen, ein fränkisch gekleideter Arzt, ein geborener Elsässer, sie besucht habe, der bei Ali großes Vertrauen genoß. Leider scheute Hobhouse davor zurück, ihn zu fragen, wie er, «der Sohn eines sehr hervorragenden Arztes in Wien», dorthin gekommen war, und konnte daher nichts darüber berichten.

[2] Diese Fragen sind umstritten. Ibrahim, der Ali so genau kannte, dürfte aber wohl recht haben.



auf und inspizierte die Feuerschlünde u. a. Als er Ali die Pläne vorlegte, hielt dieser sie verkehrt in der Hand und behauptete: «Das kann ich auch schreiben.» Für die Anfertigung dieser Pläne erhielt Ibrahim ein Ehrengewand vom Sultan und dessen Belobigung.

Die ganze regelrechte Reiterei Alis bestand aus 26 Mann. Diese standen unter dem Befehl eines venezianischen Postillions. Ibrahim stellte Ali das Lächerliche eines solch kleinen Reiterkorps vor und machte ihm den Vorschlag, es in reitende Artillerie umzuwandeln, da die Zahl für zwei Kanonen ausreichte. Er selbst bemühte sich, sie zu organisieren. Auch in anderer Hinsicht gewann er die Achtung Alis und der Muselmanen, freilich nicht ohne viel Neid und Ränke zu erfahren. Es wurde ihm der Auftrag, festzustellen, wieviel Truppen Ali eigentlich habe. Denn ohne dies zu wissen, konnte kein richtiger Verteidigungsplan aufgestellt werden. Nur mit viel List konnte die Zählung[1] durchgeführt werden, da die Albanesen dergleichen als Beleidigung ansahen.

Großes Aufsehen erregte eine Verbesserung des Pulvers, die Ibrahim durch Beimengung von ungelöschtem Kalk erzielte. Freilich geriet er dadurch zunächst in Lebensgefahr, nicht nur weil man ihn für einen Zauberer hielt, sondern weil der eifersüchtige Hofchemiker behauptete, das neue Pulver enthalte Dinge, die es bei der Sommerhitze zum Explodieren bringen würden; ganz Janina werde dadurch in die Luft gesprengt werden. Ali war sehr aufgebracht und erklärte Ibrahim, er werde ihn lebendig verbrennen lassen. Als dieser sich glücklich rechtfertigte, erlaubte Ali ihm, den Scharlatan nach Ablauf von drei Monaten — so lange brauche er ihn noch — mit seinem Pulver zu töten. Aber er solle damit anfangen, ihm in die Beine zu schießen, um ihn recht lange leiden zu lassen. —

Noch eine zweite «Erfindung» ward Ibrahim fast zum Unheil. Er bemerkte einmal riesige Anhäufungen von Gerberlohe in der Nähe der Stadt, und da Brennmaterial dortzulande wenig vorhanden war, erinnerte er sich daran, in Straßburg gesehen zu haben, wie man Lohkuchen an die Soldaten und die ärmere Bevölkerung verteilte. Er ließ also durch seinen Diener solche Lohkuchen herstellen und hoffte dieses sein «Patent» für gutes Geld an Ali verkaufen zu können. Er wies sein Fabrikat im Serail vor. Ali war entzückt, die «Grammatikos» aber kritisierten und sagten, dergleichen gäbe es in

---

[1] Das Ergebnis vgl. S. 381 ff.



Frankistan nicht. Ali entschied sofort ganz nach seiner perversen Art, indem er sagte, sie fürchteten sich nur, von ihm mit dieser «Kohle» langsam gebraten zu werden; aber den ersten Gebrauch, den er davon machen wolle, sei, daß er einen von ihnen darauf rösten lassen werde. Ibrahim aber sagte, die Grammatikos seien ja nur in Italien gewesen, und er wisse genau, daß dort diese Feuerung unbekannt sei. Dies besänftigte Ali, der nun sogleich eine Fabrikation im Großen einrichten wollte. Aber Ibrahim verlangte 25 000 Fr. für sein großes Geheimnis. Der Wesir versprach ihm das Geld, ließ aber Ibrahims Diener Ali dazu verleiten, das Geheimnis zu verraten. Dieser tat es und kehrte seinem Herrn frech den Rücken. So kam Ibrahim um sein schönes Geld, und Ali Pascha ließ für seine Soldaten Lohkuchen herstellen. Nicht einmal seine Söhne durften das Geheimnis wissen. Es hätte Ibrahim den Kopf gekostet.

Trotz der Hochschätzung, die der Despot für ihn hegte, und trotz der Achtung, die er vor dem kundigen und gebildeten Europäer hatte, war so Ibrahim in steter Lebensgefahr, teils wegen der Launenhaftigkeit Alis, teils wegen der offenkundigen Ränke der Griechen. Und dennoch bewahrte er sich seinen Freimut und trat oft für arme, gepeinigte Menschenkinder ein, die der schmählichen Lust Alis an Grausamkeiten fürchterlichster Art preisgegeben waren.

So brachte er es auch einmal dahin, daß Schiffbrüchige, die jahrelang als Sklaven für Ali hatten arbeiten müssen, endlich freigegeben wurden. Ein andermal wagte Ibrahim einfach alles. Die Grammatikos wollten ihn in Ungnade stürzen, und brachten durch einen Vermittler einen Wiener Baumeister, Freywald, dazu, in Alis Dienste zu treten, um die Bauten, ausgenommen militärische, zu leiten. Der Baumeister erlag den großen Versprechungen und reiste nach Janina. Die Grammatikos hatten gerade ihn gewählt, da er nur Deutsch sprach und sonst keine andere Sprache verstand, in der er sich mit Ibrahim unterhalten konnte. Sie wußten aber nicht, daß Ibrahim als Straßburger sehr wohl Deutsch sprach, und so war das Ergebnis, daß er und Freywald sich sofort munter unterhielten, ohne daß sonst jemand sie verstehen konnte. Anstatt sich als Nebenbuhler und Nationalfeinde zu bekämpfen, waren beide von der ersten Unterhaltung an die besten Freunde. Auch enttäuschte Freywald die Grammatikos, die ihn bearbeitet hatten, Ali vorzulügen, er kenne Ibrahim, er sei gar kein Franzose, sondern ein Russe. Und alles Russische war für Ali ein Gegenstand des Hasses. Freywald gab sich selbstredend zu dieser plumpen Intrige nicht her, und nun

haßten ihn die Grammatikos von ganzer Seele. Sie ließen ihn bei seinen Stuckarbeiten in Alis Palast heimlich beobachten, und als mans ihm glücklich abgeguckt, wurde der arme Mensch in Ungnaden entlassen : das, was er da mache, könne man in Janina auch. Er erhielt fast nichts von dem, was in seinem schönen Vertrag festgelegt worden war; aber Ali hielt ihn außerdem fest und befahl ihm, eine Festung in Prevesa anzulegen. Dies gab schließlich Gelegenheit zur Flucht. Ibrahim begleitete ihn selbst eines Tages bis zum Hause des englischen Konsuls in Prevesa, und dieser vermittelte Freywalds Flucht. Ein großes Strafgericht erging über alle — den «Admiral», den Kommandanten, den Gouverneur von Prevesa. — Aber Ibrahim, der eigentliche Förderer der Flucht, blieb, weil unentdeckt, allein auch unbehelligt. — Warum Ibrahim, den Münsterzipfel mit der Seele suchend, sich die gute Gelegenheit zur Flucht nicht selbst zunutze machte, das sagt er nicht. Vielleicht war sein stets gespanntes Verhältnis zu den Engländern daran schuld. —

Ibrahim suchte in günstigen Augenblicken öfters von Ali die Freiheit zu erlangen. Aber Ali erklärte ihm, wer einmal sein Brot gegessen habe, der müsse immer bei ihm bleiben. Zwei weitere Antworten Alis bei anderen Anlässen und in Bezug auf dieselbe Bitte sind sehr bezeichnend ; die eine für seine Schauspielerei und Verschlagenheit, die andere für die Bestie in ihm :

«Ich halte Dich nur zu Deinem Besten zurück, denn ich trage Dich im Herzen. Du hast nicht die gleiche Erfahrung in der Türkei wie ich. In Konstantinopel würde Dich irgend ein Unheil treffen . . . . . Aber hier bist Du unter meinem Schatten, und ich bestimme Dich dazu, der Zweite in meinen Staaten zu sein, nächst meinen Kindern. Geh, mein Sohn, und lebe fröhlich!» —

Und das andere Mal: «Ich erlaube es Dir, [zu gehen], aber Dein Kopf bleibt hier! » —

Ibrahim war vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten. Er hatte versucht und es erreicht, mit Korfu zu korrespondieren. Ali geriet in gefährliche Wut, als er es erfuhr. Bezeichnend für Ibrahim in seiner Art, Ali zu besänftigen, ist das Weitere :

«Ich spielte den Unschuldigen, indem ich ihn fragte, was denn Schlimmes dabei sei? Und da ich das Gleiche in Konstantinopel, in Bosnien usw. getan hätte —, ob es etwas Schlimmes sei, es in Janina zu tun? Dann sagte er mir, daß ich wissen mußte, daß es in seinem Paschalik verboten sei. Ich fragte ihn, ob er es mir verboten habe, und ob er mir



nicht gesagt habe, daß ich Befehle nur von ihm allein empfangen sollte?» Damit war der Wesir zufrieden, wie er sich auch sonst schlagender Logik mit eigentümlicher Einsicht fügte. —

Ibrahim nennt Ali das fürchterlichste Ungeheuer, das die Welt jemals gesehen hat. Und wenn man versucht sein möchte, trotzdem in manchem eine gewisse Gutmütigkeit an ihm herauszufinden, so war das nur eine solche, hinter der, wie hinter einem Schleier, Tücke und Bosheit lauerten, und die vom Augenblick diktiert war, um etwas zu erreichen. Daher ließ er Ibrahims Offenheit gewähren und lobte seine Wahrheitsliebe. Aber er lobte sie nicht nur, sondern — die echte Laune des genialen Tyrannen — er ließ sie auch gewähren.

Er nahm es nicht nur mit ziemlicher Gelassenheit auf, daß Ibrahim ihm mit geheimem Wohlbehagen englische Schriftstücke, die Ali ihm vorlegte, haarklein vorlas, «obschon er darin behandelt wurde, wie er es verdiente»; sondern er war auch taub gegen alle Ränke, die gegen Ibrahim bei ihm geschmiedet wurden. Es kam sogar vor, daß Ibrahim, wenn Alis Zorn bedenklich wurde, nach seinen Pistolen im Gürtel griff. Und Ali, der eine kaum zu beschreibende Angst vor Vergiftung und anderen Anschlägen auf sein Leben hatte, brachte Ibrahim rasch durch eine launige Bemerkung, ein lautes Lachen wieder zur Ruhe. Häufig erreichte Ibrahim das, was er wollte, durch schlagfertige Hinweise auf die Vorschriften des Islam, worin er sehr bewandert war. Und er wußte, daß dies unfehlbar wirkte, wenn es richtig geltend gemacht wurde. Ibrahim zeigte sich darin gewandt und schlau.

Er war überhaupt zweifellos ein richtiger Günstling des halbwahnsinnigen Despoten. Er konnte es wagen, sich zu weigern, Ali über die Briefvermittlung nach Korfu aufzuklären, und ein andermal, sich als Spion gegen den Engländer verwenden zu lassen, und er konnte es sich ungestraft sehr kräftig verbitten, als Ali ihn einmal einen Lügner nannte. Wenn dieser sich festgenagelt fühlte, brach er in wüstes, rohes Schimpfen aus. Aber es war nicht ein haltloses Wüten. Dazu war Ali viel zu berechnend. Und Ibrahim hat denn wohl auch die Gründe für die Freiheiten und die verhältnismäßige Sicherheit, die er dem Gefürchteten gegenüber genoß, selbst treffend angegeben, wie folgt:

Im Grunde fürchtete sich Ali vor den Griechen in seiner Umgebung. Der von ihnen gehaßte Franzose bot ihm ein Gegengewicht. Ibrahim mit seiner Offenheit imponierte ihm. Vor allem aber: diese Offenheit war Ali nützlich. Er erfuhr dadurch manches, was ihm persönlich unangenehm war, sei es über sich selbst, sei es über die barbarische Rückständigkeit seines Landes und der von Ali für etwas Großes gehaltenen



Einrichtungen usw. Aber Ali Pascha war so eitel und so darauf bedacht, als Genie zu gelten, daß das Interesse an allem Europäischen seinen Aerger überwog. So war ihm die Ehrlichkeit Ibrahims eine bittersüße Annehmlichkeit, und überdies brauchte er Ibrahim notwendig als Geniekommandanten.

Aber dennoch fühlte Ibrahim die Sonne der Gnade merklich sinken. Es war dies das Werk der Grammatikos. Auch der ihm wohlgesinnte Mehemed Ali, der Kyahyiah[1], nahm es wahr, und bot Ibrahim Wohnung in seinem Palast an. Von da an war Ibrahim sein Gast.

Ibrahim hatte gar manche Gründe, sich immer mehr von Janina wegzusehnen. Wie er eigentlich dort sein Dasein bestritten hat, ist unaufgeklärt. Wohl hatte Ali ihm 365 Fr. monatlich versprochen. Aber seit dem März 1817 erhielt er nichts mehr ausbezahlt. Und überdies war die Zahlung jedesmal teilweise mit minderwertigem oder ungültigem Geld erfolgt. Dagegen mußte er sich mit 150 Fr. an einer Steuer beteiligen, die Ali im Jahre 1819 von allen seinen Untertanen erhob, um den Engländern die Seestadt Parga abkaufen zu können. Und ein andermal konnte er sich einem freiwilligen Beitrag nicht entziehen, als Ali, nachdem er heimlich seine Schätze aus den Gewölben des niedergebrannten Palastes in seinem Geburtsort Tepeleni hatte entfernen lassen, vor dem Tor des Palastes saß und den schwer geschlagenen Mann spielte, der um sein Alles gekommen sei und der Unterstützung durch jedermann, auch den ärmsten Hirten und das ärmste Weib, bedürfe.

Als Ibrahim ihm einmal Vorstellungen wegen des rückständigen Gehaltes machte, wies Ali ihn ab, mit der Bemerkung, Ibrahims Kleider seien so kostbar, daß er kein Geld nötig habe und überdies ja eines dieser Gewänder verkaufen könne. Ali liebte es nämlich nicht, daß man in Janina zu auffällig gekleidet ging, und Ibrahim wußte, daß ihn die besonders ausgesuchten Gewänder ärgerten, die er mit dorthin gebracht hatte. Diesmal rächte sich Ibrahims Keckheit, womit er Ali gern entgegentrat.

Abgesehen von diesen Schwierigkeiten, zu seinem Gelde zu kommen, — auch das Pflaster von Janina war allzuheiß, um sich dort einzuleben. Besonders gefährlich für jedermann war Folgendes. Ali besaß mehrere Paläste und in jedem einen Harem. Wenn er eine seiner Haremsdamen zu sich kommen ließ, so geschah dies in einem verhängten Wagen, dem Truppen und bis an die Zähne bewaffnete Eunuchen zu Pferde voraus und zur Seite ritten. Vor diesem Zuge mußte jedes männliche Wesen so rasch wie möglich verschwinden oder sich

[1] d. h. Ortsvorsteher.



platt zu Boden werfen. Dies erlebte auch Ibrahim, und manches Mal mußte er sein Pferd wenden und in vollem Galopp flüchten oder, wenn er zu Fuß ging, Hals über Kopf davon rennen, um nicht sofort von den Eunuchen niedergemacht zu werden.

Dazu die ausgesuchten Greuel in Janina, «dem Mittelpunkt der unerhörtesten Verbrechen, dem Schauplatz täglicher Schrecken», dem Ort der brutalsten Grausamkeit und der schändlichsten Laster.

Was war dagegen die Pest, die in der Stadt ausbrach, und vor der der ganze Hof, am eiligsten Ali selbst (trotz der ihm zu gesicherten 150 Jahre), nach Prevesa flüchtete? Ibrahim weigerte sich, mitzugehen. Er spielte sich als Fatalisten auf und blieb in Janina, was ihm die Mohammedaner hoch anrechneten.

Außer der erwähnten Komödie am verbrannten Palast in Tepeleni, welche Ali Pascha die ganze Verachtung Ibrahims eintrug, war es besonders der schmähliche Handel um die Stadt Parga, was Ibrahim empörte. Es war weniger der Umstand, daß Parga, eine christliche Stadt, in die Gewalt des Wesirs kam, daß die Kirchen in Moscheen verwandelt und die Besitzungen der Einwohner den Kreaturen Alis in die Hände fielen, was Ibrahim beschäftigte, obschon er von tiefstem Mitgefühl für die Pargioten erfüllt war. Was ihn dabei besonders berührte, war die Schmach, welche die Engländer durch diesen Handel (1818—1819) auf sich luden, indem sie eine christliche Stadt, die zum Protektorat der Jonischen Inseln gehörte, dem «Löwen des Sultans» um Geld[1] schnöde verkauften und die Einwohner ihrem Schicksal überließen. Ibrahim kann sich nicht scharf genug hierüber äußern. Am 10. Mai 1819 wurde der Handel abgeschlossen, — ein Stück echt englischer Politik, um Ali günstig für sich zu stimmen, dessen Herz am Besitz des reichen Geländes und des Hafenplatzes hing. Ibrahim war in Prevesa anwesend, als die Summe an die Engländer ausbezahlt wurde[2]. Er war auch dabei, als Ali sein neues Eigentum besichtigte, und er hatte die Bosheit, Ali zu ärgern, indem er ihm sagte, die Befestigungen von Parga würden keine drei Tage standhalten, wenn sie von Europäern beschossen würden. Ali schickte ihn zornig nach Janina zurück.

---

[1] 2984000 Frs. Die Engländer hatten 10 Millionen verlangt.

[2] Ibrahims ausführliche Schilderung des Handels z. B. S. 89 ff. sowie 188 ff., ist eine der Hauptquellen für die Kenntnis dieser Angelegenheit



Der Plan der Flucht war schon lange in Ibrahims Seele erwogen worden. Den letzten Anstoß gab die entsetzliche Rache, die Ali an den christlichen Einwohnern des Ortes Gribowo nahm, wo ein mohammedanischer Albanese ermordet worden war. 438 Personen wurden nach Janina geschleppt und dort samt und sonders auf die verschiedenste Art umgebracht. Eben damals war der «Kommandant» der reitenden Artillerie, den Ibrahim begünstigte, ein Italiener aus Brescia, abgesetzt worden, um jenem venzianischen Postillion, den die Griechen an dieser Stelle haben wollten, Platz zu machen.

Ibrahim schlug diesem Brescianer nun vor, mit ihm zu flüchten. Dieser wies es aus Angst ab, und Ibrahim entschloß sich, das Wagnis allein zu unternehmen, da er seinen Dienern nicht traute. Doch zog er schließlich einen jungen Diener Mehemed Effendis ins Vertrauen, Namens Mustafa, der ebenfalls wider Willen in Janina festsaß und gern gegen die Wahabiten, einen « ketzerischen » Araberstamm, gekämpft hätte, und dann nach Aegypten gegangen wäre[1]. Ibrahim stellte ihm seine Zukunft so schön dar, daß er ihn dazu brachte, im Eifer beim Propheten zu schwören, fliehen zu wollen. Mustafa mußte nun auf den Koran schwören, Ibrahim nicht zu verraten, und dieser teilte ihm dann seinen eigenen Fluchtplan mit.

Um keinen Verdacht zu erwecken, ließ Ibrahim seine Pferde im Stall zurück und nahm nur etwas Wäsche, seine Papiere — worunter sein Tagebuch, — sein Geld und seine Waffen mit. Jeder von ihnen hatte vier Pistolen, einen Karabiner, der zwölf Kugeln hintereinander abfeuern konnte, einen Säbel, einen Jatagan und einen Dolch. Sie hatten im Ganzen zweihundert Patronen und ferner besondere Patronen (Traubenhagel), je zehn Kugeln enthaltend, für die Karabiner.

Mustafa mietete drei Pferde bei dem Besitzer eines Chan, und — ohne Pässe — verließen sie Janina, «im Schutze Gottes», am 30. Juli 1819. —

Ibrahim war zu bescheiden, wenn er nun meint, das Weitere könne nur seine Freunde interessieren, und wenn er uns fast nichts weiter mitteilt, als daß sie wohl und munter in Saloniki ankamen, ohne daß jemand sie unterwegs nach dem Paß fragte.

Wir erfahren nur, daß ihnen zwei Meilen (lieues) von Janina ein Kurier begegnete, der in der Stadt erzählte, daß er Ibrahim gesehen habe. Aber Verfolger erreichten sie nicht.

---

[1] **Die Wahabiten sind besonders strenge Anhänger des Koran. Richtig ist, daß sie 1818 vom Pascha von Aegypten bekriegt wurden.**



Nach vier Tagen kamen sie jenseits des Pindus an die Grenze von Ali Paschas Gebiet, und betraten jenseits des Flusses Karasu den Boden Mazedoniens.

In Saloniki erfuhr Ibrahim, daß Ali wütend über seine Flucht gewesen sei, daß er Eilboten nach allen Richtungen ausgesandt habe, und daß er schließlich das Gerücht ausgestreut habe, Ibrahims Kopf sei ihm gebracht worden. «Ich danke Gott, daß ich mich den Händen dieses Tyrannen entzogen habe.» Das sind die einfachen Worte, mit denen Ibrahim Mansur Effendi seine Erlebnisse beschließt. —

Er berichtet nur noch kurz das gewaltsame Ende, das Ali Pascha verdientermaßen am 5. Februar 1822 fand[1].

Fünf Jahre hat Ibrahim sich, wie er an anderer Stelle andeutet, noch in Asien, Afrika und Amerika umherbewegt. Wir wissen leider nur, daß er in Syrien von dem Empfehlungsbrief Suleiman Paschas aus Belgrad Gebrauch machte, daß er in Kairo seinem verräterischen Diener Ali begegnete, und daß er 1824 nach Frankreich zurückkehrte.

Ob er je wieder nach Straßburg kam, ist ein Geheimnis. —

Ueber sein Ende aber berichtet Levylier Folgendes: Da er sich im Jahre 1826 in Paris befand, ohne Mittel, um sein Dasein zu fristen, hoffte er, durch die Veröffentlichung seines Buches das nötige Geld erhalten zu können. Trotz des interessanten Inhaltes hatte das Buch jedoch nur mäßigen Erfolg. Darüber verzweifelte Ibrahim und erschoß sich in dem Zimmer eines Gasthofes, wo er sich eingemietet hatte. —

Levylier setzt dies ins Jahr 1826, wo nach ihm das Buch erschienen sein soll. Der Augenschein lehrt, daß dies im Jahre 1827 der Fall gewesen ist. Demnach war Samson Cerfberr, alias Ibrahim, nicht ganz 50 Jahre alt, als er aus der Welt schied.

Der zweifellos begabte und geweckte Mensch hat ein unendlich buntes und bewegtes Leben hinter sich gelassen. Aber er hat es ebensowenig genossen, wie es für die Mitwelt nützlich war. Und das ist typisch für das ziel- und zwecklose Dasein eines geborenen Abenteurers.

Für die Wissenschaft ist sein Memoirenwerk allerdings eine nicht unwichtige Quelle für die Episode «Ali Pascha von Janina» geworden, und es ist überdies sehr bezeichnend für die napoleonische Epoche und für die islamitische Kultur, ihre Eigenart und Unvollkommenheit. Die seltsame Verquickung dieser beiden so bunten Kreise verleiht dem Buche Ibrahims seinen ganz besonderen Reiz.

---

[1] Nicht 1821, wie Ibrahim angibt.



VI.

Hebbels Erlebnis in Straßburg[1].

Von

E. Wendling.

In Friedrich Hebbels Leben bildet das Jahr 1836 einen der wichtigsten Wendepunkte. Nach der trübseligen Kinderzeit im Elternhause zu Wesselburen und dem sechsjährigen Frondienst in der Schreibstube des dortigen Kirchspielvogtes hatte die Uebersiedelung nach Hamburg (1834) dem jungen Dichter nur den Schein eines freieren Daseins gebracht; die materielle und moralische Abhängigkeit von seinen sogenannten Wohltätern war nicht dazu angetan, ihm die Entfaltung seiner geistigen Kräfte zu erleichtern. Erst 1836 gelang ihm der Flug in die freie Welt, ins akademische Leben, in das südliche Deutschland. In zwei Etappen vollzog sich dieser Flug: im Frühling von

---

[1] Hebbels Aufenthalt in Straßburg wurde gelegentlich seines 100. Geburtstages von Christian Schmitt in zwei Aufsätzen (Straßburger Post 1913, Nr. 294 und 374) ausführlich behandelt. Dem Verfasser gebührt das Verdienst, seine literarisch interessierten Landsleute zum erstenmal auf die dichterischen Früchte jenes Aufenthaltes, das Gedicht «Der Becher» und die novellistische Skizze «Ein Abend in Straßburg» hingewiesen zu haben. Er hat ferner aus Hebbels Briefen und Tagebüchern Vieles, was zur Sache gehört, beigebracht und auch eine Szene der «Genoveva» herangezogen, in der er eine Nachwirkung der Straßburger Tage vermutete. Wenn ich hier auf den Gegenstand zurückkomme, so geschieht das, weil ich glaube, das äußere und besonders das innere Erlebnis des großen Dithmarsen noch etwas näher umschreiben zu können.

Hamburg bis Heidelberg, im Herbst weiter nach München, wo in zweieinhalb schweren, doch fruchtbaren Jahren der Jüngling zum Manne reifte.

Was der sommerliche Aufenthalt in der Musenstadt am Neckar für Hebbels dichterische Entwicklung bedeutet, hat kürzlich Philipp Witkop in seinem schönen Buche «Heidelberg und die deutsche Dichtung» (Teubner 1916) feinsinnig dargelegt. «In Heidelberg gewann Hebbel ein lebendiges Verhältnis zur Natur und in ihr zum wirklichen Leben, seine Reflexion ist Bild, sein Wort ist Fleisch geworden». Er war sich dessen auch selber bewußt; im Rückblick auf das verflossene Jahr schrieb er am 1. Januar 1837 in sein Tagebuch: «Ich bin der Natur um tausend Schritt näher gekommen; ich hab' sie im letzten Sommer vielleicht zum erstenmal . . . . genossen, und dafür hat sie mir denn . . . . manches vertraut»[1]. Auf diese glückliche Zeit bezieht sich sein Geständnis, er habe erst in seinem vierundzwanzigsten Jahre angefangen, an seine poetische Befähigung zu glauben (Brief 9. 11. 39).

Schon gleich nach der Ankunft in Heidelberg richtet er den Blick weiter nach Süden. «Nach Stuttgart kann ich von hier in einem Tage kommen» schreibt er am 3. April. Einen Monat später spricht er die Absicht aus, Uhland dort zu besuchen. Anfang Juli leitet er diesen Besuch durch einen Brief an den von ihm hoch verehrten Dichter ein, erhält aber keine Antwort; der Brief kam nicht an. Am 20. August eröffnet er seiner Freundin Elise Lensing in Hamburg seine Absicht, sich in Süddeutschland, «in der Nähe des literarisch so bedeutenden Stuttgart», zu halten und den nächsten Winter in München zu verbringen. Am 3. September teilt er den Plan der Reise mit, die er mit seinem Freunde Rendtorff zu Fuß ausführen will[2]. Sie soll am 9. oder 10. September beginnen, über S t r a ß b u r g, Freiburg, Stuttgart, Tübingen, Ulm führen und am 3. oder 4. Oktober beendet sein. Von 24 Tagen wurde sie dann auf 18 beschränkt, der Umweg über Freiburg aufgegeben, der über Straßburg jedoch ausgeführt.

---

[1] Für Tagebücher und Briefe benützte ich die historisch-kritische Ausgabe von Hebbels sämtlichen Werken, besorgt von Richard Maria Werner.

[2] «Rendtorff, ein höchst strebsamer Mensch von tiefem Gefühl, den ich in Hamburg weniger gekannt habe, wird mich begleiten; er weiß sich auf solideste Weise in meine Lage zu finden, die anderen sind mir zu wenig geld-achtend.»

Leider sind Hebbels weitere Angaben recht spärlich. Besonders zu bedauern ist, daß er einen Plan nicht verwirklicht hat, den er schon vor der Abreise kund gab: «Wenn ich des Humors bin, so beschreibe ich diese Reise in einigen Bogen und gebe sie zu Weihnacht in den Druck; ich berühre interessante Punkte genug . . . . und würde bei launiger Behandlung des Gegenstandes wohl einen Verleger finden». Tatsächlich hat er «unterwegs durch sorgfältiges Notieren aller inneren und äußeren Erlebnisse Materialien dazu gesammelt», wie er am Tag nach seiner Ankunft in München an Elise berichtet (ihr Taschenbuch, in das er diese Notizen schrieb, scheint leider nicht erhalten zu sein). Der Plan der Reisebeschreibung entsprang zunächst der prosaischen Absicht, etwas Geld zu verdienen; mußte Hebbel doch, wie er schreibt, «auf alle Weise über den literarischen Erwerb her sein», um nicht ganz und gar auf den sauer erworbenen Verdienst seiner Freundin angewiesen zu sein. In München trat die Reisebeschreibung zunächst gegen einen Bericht über das Oktoberfest zurück, den Hebbel an das Stuttgarter «Morgenblatt» einsandte. Am 17. Okt. verspricht er, gleich nach der Abreise Rendtorffs (19.) werde er die Reisebeschreibung anfangen. «Es wird ein wunderliches Ding werden und von einer Reisebeschreibung schwerlich mehr als den Titel haben; es soll mir ein Klavier sein, worauf ich meine Lieblingsmelodien abspiele». Am 19. heißt es, sie werde unter «unendlich vielen Sachen», mit denen er sich beschäftige, «wahrscheinlich zunächst — oder niemals — zu Ende gebracht werden». Am 29. November gesteht er: «So schnell die Reise abgetan wurde, so langsam rückt die Reisebeschreibung vor; ich denke in ihr so ziemlich meine ganze jetzige Ideenmasse niederzulegen und kann daher um so weniger pfuschen». Damit ist zugleich der Grund bezeichnet, weshalb der Plan aufgegeben wurde: er war im Verhältnis zu seinem Gegenstand zu groß angelegt. Das einzige, was Hebbel davon ausgeführt hat, ist die Skizze «Ein Abend in Straßburg», von der noch zu sprechen sein wird; sie gibt einen Begriff von der impressionistischen und symbolistischen Art, in der das Ganze gedacht war. Auch der briefliche Reisebericht, den Elise erhalten sollte, blieb aus.

Ueber die Bedeutung der Reise für sein persönliches Leben spricht sich der Dichter in einer schönen Briefstelle (17. Okt.) aus:

> «Leben ist Reisen, sagt der Christ. Mit größerem Recht sagt man: Reisen ist Leben. Unermeßlich ist's, was diese Reise mir genützt hat. Der Baum muß nie umgepflanzt, der Mensch nie eingepflanzt werden. Das

braust und schäumt durch alle Adern, wenn man mit jedem neuen Tag eine neue Welt um sich sieht; eine schönere ist gar nicht einmal nötig, schöner ist alles, was nur anders ist. Ich habe das Leben eingeatmet wie frische Luft und ich weiß, daß es etwas in mir hervorbringen wird. Jene Hypochondrie, jene Unzufriedenheit mit mir selbst, die immer in übertriebener Zufriedenheit mit der Welt wurzelte und die bittersten Früchte trug, ist gänzlich verschwunden, soweit sie nämlich verschwinden kann, ohne daß man selbst mit verschwindet».

So war er denn «frisch und gesund an Leib und Seel'» an seinem Ziel angelangt.

«Von Heidelberg abgereist bin ich den 12. September, in München angekommen den 29. September 1836». Dies sind die einzigen Daten, die Hebbel selbst (im Tagebuch) angibt. Den Reiseweg kennen wir aus zweien seiner Briefe: Karlsruhe, Rastatt, Kehl, S t r a ß b u r g, Kniebis, Freudenstadt, Stuttgart, Tübingen, Reutlingen, Ulm, Augsburg, Dachau. Einen längeren Aufenthalt gestattete er sich nur in Straßburg: «drei bis vier Tage». Ferner ergibt sich ein Rasttag in Stuttgart aus seinen Angaben: «In Stuttgart war ich einen Vormittag bei Gustav Schwab; ich eilte zu sehr, um nach Tübingen zu kommen»: «Tags darauf ging's nach Tübingen». Endlich ist es wahrscheinlich, daß er den Nachmittag, an dem er um 2 Uhr Uhland besuchte, vollends in Tübingen zubrachte, zumal nach dem starken Vormittagsmarsch von Stuttgart nach Tübingen. Somit bleiben von den 18 Reisetagen höchstens 13 wirkliche Marschtage übrig. Die Gesamtstrecke beziffert Hebbel auf mehr als 70 Meilen (= 525 Kilometer, was ungefähr stimmen wird). Daraus folgt eine durchschnittliche Tagesleistung von beinahe 5 1/2 Meilen oder mindestens 40 Kilometer[1].

---

[1] Zum Vergleich mögen die Angaben dienen, die Hebbel über seinen Marsch von München nach Hamburg im März 1839 macht (Brief aus Göttingen 23. 3. 39). Von München bis Göttingen legte er 63 Meilen in 11 Tagen zurück, im Durchschnitt also annähernd 5 2/3 Meilen täglich; hierbei ist einerseits ein Rasttag in Nürnberg zu berücksichtigen, andererseits einige gefahrene Strecken (vgl. das Reisejournal im Tagebuch Februar 1843), sodaß für die wirklichen Tagemärsche ein Durchschnitt von etwa 41 km, 5 1/2 Meilen herauskommt. Dabei bezeichnet Hebbel diese Reise als eine «außerordentliche Anstrengung». Von Göttingen bis Harburg marschierte er dann durchschnittlich nur 5 Meilen im Tag (höchste Leistung 6 1/2, geringste 4 Meilen).

Hieraus läßt sich das Diarium der Reise annähernd wiedergewinnen. Wenn Schmitt meinte, daß für die Strecke von Heidelberg nach Straßburg kaum mehr als zwei Tage in Rechnung gezogen werden dürften, so hat er der Leistungsfähigkeit des Wanderers doch etwas zu viel zugemutet. Die Eisenbahnstrecke über Appenweier beträgt 138 Kilometer, und selbst wenn man annimmt, daß abgeschnitten wurde, bleiben immerhin 3 1/2 bis 4 Tagemärsche übrig. Erfahrungsgemäß wird im Anfangsstadium einer Reise eher gebummelt als am Schluß, wenn man mit der Zeit Haus halten muß. So spricht denn Hebbel von einer Beschleunigung erst von Stuttgart (s. o.) und besonders von Tübingen ab: «Von Tübingen reiste ich direkt . . . nach München, wo ich (sonst wäre ich in Tübingen wahrscheinlich länger geblieben) zum 2. Oktober eintreffen mußte, um dem Morgenblatt versprochenermaßen einen Korrespondenzbericht liefern zu können». Wenn das Ziel schon 2 bis 3 Tage früher erreicht wurde (am 29. Sept.), so darf gefolgert werden, daß die letzten Tagemärsche noch mehr ausgedehnt wurden, als in Tübingen veranschlagt worden war.

Aus alledem folgt, daß die beiden Wanderer in Straßburg frühestens am 15. September eintrafen. Am 17. haben sie das Münster bestiegen, wie ich im Fremdenbuch der Plattform feststellen konnte [1]. Da nun das Münster damals wie jetzt für jeden Reisenden den stärksten Anziehungspunkt bildete, da es dies für Hebbel, wie wir noch sehen werden, in ganz besonderem Maße gewesen ist, so wird er wohl kaum einen vollen Tag haben verstreichen lassen, ehe er es bestieg. Das Vorbild Goethes, der sofort nach seiner Ankunft hinauf eilte, dürfte auf Hebbel gewirkt haben, mit dem Unterschied, daß er, der nicht mit der Post, sondern als müder Wandersmann anlangte, die Besteigung etwa auf den nächsten Tag verschob. Demnach wird seine Ankunft auf den 16. zu setzen sein.

Der Weitermarsch wurde dann wahrscheinlich am 20. (Dienstag) angetreten und führte am ersten Tage etwa bis Oppenau; vor dem vierstündigen Anstieg zum Kniebis (Brief 19. 10. 36.) mußte ein Nachtquartier ratsam erscheinen. Von Oppenau bis Stuttgart sind zwei Tage anzunehmen. Der Aufenthalt in Stuttgart fiele demnach auf den 23., der Besuch bei Uhland auf den 24. September. Für den beschleunigten Marsch von Tübingen bis München bleiben fünf Tage übrig.

[1] **Straßburger Post 1913, Nr. 468. Die Eintragung lautet: «O. Rendtorff aus Hamburg | Friedrich Hebbel aus Dithmarschen».**



Da die Entfernung nicht allzuviel über 200 km beträgt, konnte sie in fünf den Durchschnitt von 40 km wenig übersteigenden Tagereisen bewältigt werden.

Der Straßburger Aufenthalt fiel also wahrscheinlich auf die Tage vom 16. bis 20. September (Freitag bis Dienstag). Sollte diese Berechnung einen Fehler enthalten, so könnte er höchstens einen Tag betragen. Nicht unwahrscheinlich wäre an sich der Abmarsch von Straßburg am Montag (19.), zumal da auch von Heidelberg mit Wochenanfang abmarschiert worden war.

Stuttgart lag am direkten Weg von Heidelberg nach München; Hebbel hatte einen sehr realen Grund, sich dort aufzuhalten; er wollte persönliche Fühlung mit den Männern vom Cottaschen Morgenblatt gewinnen, das ihm zu «literarischem Erwerb» verhelfen sollte. Aber er konnte die schwäbische Hauptstadt zu Fuß in zwei bis drei Tagen erreichen statt in zwölfen, wenn er auf Straßburg verzichtete. Der Umweg über Straßburg war mehr als ein Abstecher. Schon vom Königstuhl aus hatte er vergeblich nach dem Münster ausgeschaut (Brief 14. 7.). In dem Brief vom 3. September wird Straßburg ausdrücklich als Reiseziel genannt; da es nur 16 Meilen entfernt sei, möchte er «es nicht versäumen». In der Jahresübersicht im Tagebuch (Neujahr 1837) nennt er als Städte, die er kennen gelernt habe, Heidelberg, Straßburg und München (nicht Stuttgart!) Und in dem eben erwähnten Brief kommt er nach der Skizzierung des Reisewegs nochmals auf Straßburg zurück: «Ich freue mich, den Münster zu sehen» usw.

War es also das Münster, was ihn nach Straßburg zog? Ja und nein. Es war das Münster in seiner Verklärung durch G o e t h e. Was an der Briefstelle über das Münster folgt: «Nur das, was ich mit eignen Sinnen erfasse, achte ich für Vermehrung des Lebensgehalts, und so zieht mich jede bedeutende Erscheinung allgewaltig an», ist goethisch gedacht und ausgedrückt[1]; es verrät, daß ihm das Münster durch Goethes Vermittlung nahe gerückt ist, zugleich aber, daß er gewillt ist, seine Selbständigkeit auch Goethe gegenüber zu wahren. Dieser hat ihn sehen gelehrt; nun aber will er seine eigenen Augen gebrauchen.

---

[1] Vgl.: «So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschwällen, geängstigt hat» (Goethe, Ital. Reise).

Es ist bekannt, daß Hebbels künstlerischer Leitstern in der Enge seines Wesselburener Sklavenlebens Uhland gewesen ist (seit 1831). Goethe trat ihm erst später nahe; noch in Hamburg kannte er den zweiten Teil des Faust nicht; den ersten Teil hatte er sich in Wesselburen für eine Nacht zu verschaffen gewußt und bei Kerzenlicht verschlungen. Am 6. Juli 1835 äußert er sich etwas dunkel über «das mit der Meisterschaft verbundene Imperatorische, was wir z. B. bei Goethe finden». Ein Brief vom Februar 1836 scheint eine Kenntnis der «Wahlverwandtschaften», wenigstens ihres Problems, zu verraten. Als er am 1. April mit der Post in Frankfurt ankommt, «erinnert» er sich, «daß Goethe dort geboren ist», und besucht das Goethehaus am Hirschgraben. Erst in Heidelberg lernt er den großen Frankfurter wirklich kennen. «An Schriftstellern, die auf mich gewirkt», schreibt er in der Jahresübersicht seines Tagebuchs (1. 1. 37), «muß ich zuerst Goethe nennen, den ich in Heidelberg durch Gravenhorsts[1] Güte fast ununterbrochen gelesen habe». Auf der Schloßterrasse liest er im Mai die Achilleis. Im Tagebuch verzeichnet er Lesefrüchte aus den Anmerkungen zu Rameaus Neffen und aus dem Briefwechsel mit Zelter, darunter auch das bekannte ungünstige Urteil Goethes über Uhland (durch das er sich übrigens keineswegs beirren ließ). Ein hämischer Ausspruch Herders über Goethe zeigt ihm, «wie selten der echte Künstler in seinen Bestrebungen und seinem Ziel begriffen wird», und veranlaßt ihn, das Wesen der wahren Kunst klar zu stellen (5. Sept.). Für ihn ist Goethe der Genius, der im Kostüm der deutschen Nation die ganze Menschheit repräsentiert. «Faust ist gemeinsame Geburt des gewichtigsten Stoffs und des gewaltigsten Geistes und kann darum nicht zum zweitenmal produziert werden. Das Werk begreifen heißt: seine Unbegreiflichkeit, die es mit jedem Naturwerk gemein hat, erfassen» (Juli). Einen jungen Goetheverächter bekehrt er — «nur zu schnell, denn Anschauungen dieser Art wachsen nicht wie Pilze aus der Erde» —, sodaß ihm nun Goethe «der Gott der Götter» ist (Brief 3. 9.). Er selbst bewahrt bei aller Verehrung das Bewußtsein seines eigenen Wertes. «Ueber die Zeit bin ich hinaus, wo ich mein Ich an Anderen abmaß», sagt er im Hinblick auf Uhland; es gilt ihm aber auch Goethe gegenüber. Wenn er sich an jenem «zu eigener Selbständigkeit heraufgebildet» hat (Brief 14. 7), so mußte das Goethestudium diesen Erziehungsprozeß vollenden. So

[1] Ein junger Hamburger, der gleichzeitig mit Hebbel die Universität Heidelberg bezogen hatte.

scheut er sich nicht, den zweiten Teil des Faust abzulehnen, da er mythologisch und darum unpoetisch sei (Tgb. 16. 7.). Trotzdem bleibt es dabei, daß er Goethe und nach ihm Uhland unter allen deutschen Dichtern am meisten verehrt (Br. 14. 7.).

Kein kritikloser Goetheschwärmer also, wohl aber ein überzeugter Goetheverehrer und vor allem ein tüchtiger Goethekenner war der blasse, hagere dreiundzwanzigjährige Studiosus juris Friedrich Hebbel aus Dithmarschen, der am 16. September 1836 mit seinem Hamburger Freunde Otto Rendtorff auf der badischen Landstraße dem Straßburger Münster zustrebte. Wenn auch das Tagebuch in seinem Ränzlein damals noch kein Zitat aus «Dichtung und Wahrheit» enthielt, so kann doch kaum bezweifelt werden, daß er schon in Heidelberg wenigstens die elsässischen Abschnitte dieses Buches gelesen hatte. Das beweist, wie oben angedeutet wurde, die Aeußerung über das Münster in dem Brief vom 3. September; wir finden es bestätigt durch die begeisterten Worte, mit denen Hebbel seiner Münsterbesteigung gedenkt:

> «Auf dem Münster dacht' ich nur an Goethe. Ich stand vor der kleinen Tafel, worauf sein Name eingehauen ist. Ich sah ihn, wie er mit seinem Adlerauge hinein schaute in das reiche, herrliche Elsaß, und wie Götz von Berlichingen vor seiner Seele auftauchte und ihn um Erlösung anflehte aus langem Tod zu ewigem Leben. Ich sah ihn unten im Dom, wo die Idee der reinsten, himmelsüßesten Weiblichkeit, des Gretchens, vor ihm aufging. Mir war, als ergösse sich der Strom seines Lebens durch meine Brust — es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag» !

Diese Sätze sind zwar erst in München, in den ersten Tagen des Jahres 1837, ins Tagebuch eingetragen worden; es kann aber kein Zweifel bestehen, daß wir darin einen unmittelbaren Niederschlag des Straßburger Erlebnisses vor uns haben, das dem Dichter beim Aufzeichnen seiner geistigen Jahresbilanz in Erinnerung gekommen war. Er hat in der ersten Januarwoche eine lange Reihe von zum Teil sehr umfänglichen Lesefrüchten eingetragen; den Schluß bildet die Stelle über Goethe und das Münster. Vielleicht darf man hieraus schließen, daß er auch sie aus einer früheren Aufzeichnung übertragen hat, nämlich aus seinen «Materialien» zur Reisebeschreibung. Nachdem er den Plan der letzteren im Dezember aufgegeben hatte, mochte sich der Wunsch regen, eine Aufzeichnung wie die obige, die wohl das wichtigste «äußere» und «innere Er-



lebnis» der Straßburger Tage betraf, nicht untergehen zu lassen.

Diese Aufzeichnung verdient und lohnt eine eindringliche Betrachtung. Auf den ersten Blick erkennt man die Nachwirkung von «Dichtung und Wahrheit». Hebbel sieht den jungen Goethe, wie er gleich an seinem ersten Straßburger Tag zum Münster eilte und nach kurzer Betrachtung des Aeußeren «das Gebäude eilig bestieg, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versäumen, welche ihm das weite, reiche Land auf einmal offenbaren sollte». Er sieht ihn, wie er später so manchesmal dort oben im Kreise fröhlicher Gesellen «mit gefüllten Römern die scheidende Sonne begrüßt». «Hier verlor sich alles Gespräch in die Betrachtung der Gegend; alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und jeder bestrebte sich, die entferntesten Gegenstände gewahr zu werden». Er sieht ihn aber auch als schaffenden Künstler, der, angeregt durch den Wunderbau Erwins, zwei große dramatische Stoffe aus der deutschen Vergangenheit in sich keimen fühlt. Hier schweben Hebbel die Aeußerungen Goethes vor: wie er vor Herder «das Interesse an gewissen Gegenständen verbarg, die sich bei ihm eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten»: Götz und Faust; und im zwölften Buch (Frankfurter Zeit): «Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen; das Studium des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehen konnte».

Aber Hebbel hat nun selbst an «Dichtung und Wahrheit» weiter gedichtet: «Ich sah ihn unten im Dom, wo die Idee der reinsten, himmelsüssesten Weiblichkeit, des Gretchens, vor ihm aufging». Zugrunde liegt vielleicht eine Erinnerung an Friederike, die Goethe zwar nicht als Urbild Gretchens, wohl aber als das der beiden verlassenen Marien in «Götz» und «Clavigo» bezeichnet. Damit mag sich für Hebbel die Idee verknüpft haben, daß die Faustszene «Dom. Amt. Orgel und Gesang» im Straßburger Münster empfangen sein müsse. Es war das jedenfalls eine feinsinnige Vermutung, und soviel wird gewiß wahr daran sein, daß in jener Szene Eindrücke nachklingen, die Goethe beim Besuch des Münsters in sich aufgenommen hatte. Doch wirkt hier bei Hebbel, wie wir noch sehen werden, ein eigenes Erlebnis mit.

Dieselbe Auffassung, wie sie in der besprochenen Tagebuchstelle über die Konzeption des «Götz» niedergelegt ist,



hat Hebbel zwölf Jahre später in der Besprechung einer Wiener Faust-Aufführung hinsichtlich der beiden Hauptpersonen, insbesondere Gretchens, zum Ausdruck gebracht: «Aus ihren Gräbern hat er sie hervorgerufen, der große Meister, und sie sind gekommen, als ob sie unmittelbar in den Himmel eingehen sollten, von dem sie auf ihren Leichenkissen träumten, oder in die Hölle, vor der sie zitterten. Kein Stäubchen ist diesem Gretchen, das so lange schlief, im Haar sitzen geblieben, alle Sargspäne hat das Kind abgeschüttelt und es sieht sich nach einer Rosenknospe um, weil es eine an die Brust stecken möchte». Und diese Stelle erinnert wieder an eine in der unten zu besprechenden Skizze «Ein Abend in Straßburg»: «. . . . und zuletzt war es mir, als wäre ich selbst längst gestorben und hätte mich nur vor der Zeit, frech und lüstern, in das schöne Leben zurückgedrängt. Ich glaubte mich eines kalten, finsteren Grabes, worin ich schon auf langweiligen Hobelspänen gelegen, recht gut zu erinnern» und gleich nachher (an ein fremdes Mädchen gerichtet): «Und doch war es mir, als . . . hättest du mich aus unendlichem Erbarmen heraufbeschworen aus dem Bauch eines Kirchhofs, weil dein Ohr, als du über mein Grab hinwandeltest, meine bangen Traumseufzer vernahm». Somit scheinen noch in der Faust-Rezension von 1848 Straßburger Eindrücke nachzuwirken.

Ueber das Münster selbst spricht Hebbel nur ganz kurz in dem Briefe an Elise (20. Sept.): «In Straßburg habe ich den Münster gesehen und natürlich erstiegen. Ein außerordentliches Werk, über welches Rechenschaft zu geben fast ebenso schwer ist als es nachzumachen». Eine billige Bemerkung, mit der er sich über seinen völligen Mangel an kunstgeschichtlichem Verständnis und Sehvermögen hinwegsetzt. Noch dazu wieder ein Echo aus «Dichtung und Wahrheit»: «(Dieser Koloß) machte auf mich einen Eindruck ganz eigener Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesmal nur dunkel mit mir nahm». Immerhin muß auch Hebbel ein Erinnerungsbild mitgenommen haben; in der Jahresübersicht verzeichnet er «an Werken bildender Kunst», die er kennen gelernt habe, nur «den Münster und die Antiken der Glyptothek». Und in Paris gibt ihm am 24. November 1843 der Besuch der Notre-Dame Anlaß zu einem Vergleich mit dem Straßburger Münster, der zugunsten des letzteren ausfällt (Tgb.).

Ein Nacherleben von Goethes Münstererlebnis — das war der Kern von Hebbels Straßburger Tagen. «Mir war, als ergösse sich der Strom seines Lebens durch meine Brust; es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag». Wenn das derselbe



Hebbel schreibt, der sonst so oft seine Hypochondrie beklagt, dann darf man es glauben. Er verdankte dieses seltene Glück in erster Linie seiner Versenkung in Goethes Werke; erhöht aber und teilweise vermittelt wurde es ihm durch seinen ersten künstlerischen Schutzpatron, durch Uhland. Der hatte ja in seiner «Münstersage» erst das Idealbild des jungen Goethe geschaffen, wie er durch das Einmeißeln seines Namens am Münsterturm den alten Bau zu neuem Leben erweckt:

> Da zuckt in seiner Grube
> Erwins, des Meisters, Staub.

Klingt das nicht ganz so, wie Hebbel von Götz, von Faust und Gretchen spricht? Ohne Zweifel hat er das Gedicht gekannt, das am 22. November 1829 gedichtet, bald darauf im Morgenblatt abgedruckt wurde und 1831 in der neuen Auflage von Uhlands Gedichten erschien. Hebbels Goethehymnus knüpft, wie der Uhlands, an die Inschrift im Turm bei der Plattform an: «Ich stand vor der kleinen Tafel, worauf sein Name eingehauen ist». So hatte Goethe vor dem «Namen des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein» gestanden. Wunderbar, wie sich die Einwirkungen der beiden Dichter, die Hebbel am höchsten verehrte, durcheinander schlingen! Die Dissonanz, die in Heidelberg das harte Urteil Goethes über Uhland hervorgerufen hatte, muß sich auf dem Münster gelöst haben. Wie schade, daß Hebbel hier so wortkarg ist!

In der «Strophenform» der Münstersage dichtete Hebbel in oder auf dem Münster ein Lied, das er zuerst «Traum», später «Der Becher»[1] überschrieb; es ist auch die Form von Gretchens Lied vom König in Thule. Dies mag Zufall sein, zumal da Hebbel schon in den Heidelberger Gedichten jene Form

---

[1] Hebbels Vorliebe für das Bechersymbol hat Oskar Blank in seinen feinsinnigen Bemerkungen zu Chr. Schmitts erstem Aufsatz (Straßb. Post 1913, Nr. 374) mit Recht hervorgehoben. Auch wo der Dichter das Motiv des Trinkens anscheinend realistisch behandelt, klingen immer geheimnisvolle Untertöne mit, so in den Gedichten: Auf ein neues Trinkglas (1834), Das letzte Glas (Heidelberg, April 1836), Vor dem Wein (1837). Unverkennbar wirkt das von Hebbel so hoch geschätzte ‹Glück von Edenhall› nach, so auch in dem symbolistischen Gedicht ‹Der Pokal› (1841) und in der mystischen Romanze ‹Vinum sacrum› (13. 3. 37); in demselben Brief, in dem er diese seiner Freundin mitteilt, schreibt er: ‹Für ein zweites Glück von Edenhall gäbe ich die ganze Literatur pro 1838 mit all ihren Herrlichkeiten und Schätzen›. Vgl. auch die unten behandelten Stammbuchverse und ‹Erleuchtung›.

wiederholt benützt hat. In der Tat zeigt das Straßburger Lied den ganzen, echten Hebbel, aber es ist der Hebbel, der den «Faust» gelesen und tief in sich aufgenommen hat, durch dessen Brust der Strom Goethischen Lebens sich ergossen hat. Die ursprüngliche Fassung[1], mit der man die leicht retuschierte von 1842 in den Ausgaben vergleichen möge, lautet:

Von einem Wunderbecher
  Hab' ich mit Angst geträumt,
Woraus dem durst'gen Zecher
  Die höchste Fülle schäumt.
Draus durft' er alles trinken,
  Was Erd' und Himmel bot.
Doch mußt' er dann versinken
  In einen ew'gen Tod.

Mit Wonne und mit Grausen
  Hielt ich ihn in der Hand;
Ein wunderliches Brausen,
  In seinem Kelch, entstand.
Es flog an mir vorüber
  Die Welt in ihrem Glanz,
Wie regellos im Fieber
  Verworrner Bilder Tanz.

Und als ich länger blickte
  Tief in den Grund hinein:
Wie Feuerflamme zückte
  Mir's da durch Mark und Bein;
Und gänzlich drin versunken,
  Ward mir zuletzt zu Sinn,
Als hätt' ich schon getrunken
  Und wäre längst dahin.

Aus einem Wunderbecher trinkt Faust in der Hexenküche, um sich zu verjüngen. Als er ihn an den Mund bringt, «entsteht eine leichte Flamme», vor der er sich unwill-

---

[1] Abschrift im Brief an Elise 30. 9. 36; «ein Gedicht, welches ich im Straßburger Münster gedichtet habe». In der Ausgabe von 1842 folgt auf den Titel der Zusatz: «Auf dem Straßburger Münster gedichtet». Im Verzeichnis der «Geburtstage» der Gedichte (Tageb. 23. 7. 42) steht nur: «Herbst 1836. Straßburg».

kürlich scheut. Vorher hat er (mit Wonne und mit Grausen) in den «Zauberspiegel» geblickt, der ihm das schönste Weib zeigte. Trank und Bild verschmelzen sich in Hebbels «Wunderbecher»; die Flamme wird vergeistigt. Die Wirkung des Trankes ist für Faust nicht Ziel, sondern Mittel zur Erreichung des Zieles, um dessen willen er sich dem Teufel verschrieben hat:

> . . . was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
> Will ich in meinem innern Selbst genießen,
> Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen . . .

Diesen faustischen Drang hat Hebbel scheinbar noch erweitert; er möchte alles genießen, was Erde und Himmel bietet. Aber die «Welt in ihrem Glanz», die ihm der Becher zeigt, ist doch die Erdenwelt. «Wir sehn die kleine, dann die große Welt», verspricht Mephistopheles. Und der Preis, der zu zahlen ist? Für Faust Verzicht auf die ewige Seligkeit, für Hebbel ein «ewiger Tod». Das ist es, wovor ihm graust, darum hat ihn der Traum mit einer Angst erfüllt, gegen die keine Wonne des Weltgenusses aufkommen kann.

Hier ist der echt Hebbelsche Kern des Gedichtes. Mit dem Gedanken der Vernichtung des persönlichen Seins hat der junge Grübler oft genug gespielt. In dem Gedicht «Tändelei» (Heidelberg, 3. Mai) sieht er sich im Auge der Geliebten «wundersam entstehen» und in ihrer Träne «noch schöner vergehen». Von fern sieht er die Zeit, wo er, «selbst verglüht, in Gottes Sein sich still hinüber rettet» (Großmutter, 8. Juli). Wenn die reiche Frühlingspracht die kühnsten Wünsche lockt —

> Ja, da kann ich wohl zerfließen,
> Aber nimmermehr genießen;

doch wenn im Herbst die Blätter fallen,

> Dann vom Endlos-Ungeheuren
> Flücht' ich gern zum Menschlich-Teuren

(Herbstgefühl, 2. September). Am deutlichsten hat er die Notwendigkeit, das Ich gegenüber dem All zu behaupten, in den Versen ausgesprochen, die er in bewußt-erzieherischer Absicht seinem gar zu unselbständigen Freunde Rousseau ins Stammbuch schrieb (Brief 3. 9. 36.):



Ins Unermeßliche verschweben,
Das ist kein Trost für all die Leere;
Der Tropfe muß als Tropfe leben,
Im Meer verschwimmt er mit dem Meere;
Du kannst die Grenzen nicht erweitern,
Die dich zum Ich zusammen drängen,
Verschütten heißt's den Trank, nicht läutern,
Die zwängende Retorte sprengen!

«Diese Verse enthalten alles, was über Kunst und Leben gesagt werden kann», fügt er stolz hinzu; sie «spiegeln die ganze Weltanschauung Hebbels», sagt sein Herausgeber R. M. Werner. «Die ganze damalige» wäre wohl richtiger gewesen; denn mit 23 Jahren hat auch ein Genie wie Hebbel seine Weltanschauung nicht fix und fertig. In der Tat war das Stammbuchblatt nicht sein letztes Wort, nicht eine starre Formel, an der er hartnäckig festgehalten hätte. Die Antinomie «Welt und Ich» war ihm vielmehr ein Problem, für das er immer wieder neue Lösungen suchte. Hat er doch die Verse an Rousseau, anscheinend noch in den letzten Heidelberger Tagen, in dem Gedicht «Erleuchtung», das er anstatt ihrer in die Sammlung der Gedichte aufnahm, erweitert und variiert:

In unermeßlich tiefen Stunden
Hast du, in ahnungsvollem Schmerz,
Den Geist des Weltalls nie empfunden,
Der niederflammte in dein Herz?

Jedwedes Dasein zu ergänzen
Durch ein Gefühl, das ihn umfaßt,
Schließt er sich in die engen Grenzen
Der Sterblichkeit als reichster Gast.

Da tust du in die dunkeln Risse
Des Unerforschten einen Blick
Und nimmst in deine Finsternisse
Ein leuchtend Bild der Welt zurück.

Du trinkst das allgemeinste Leben,
Nicht mehr den Tropfen, der dir floß,
Und ins Unendliche verschweben
Kann leicht, wer es im Ich genoß.

(Man beachte den Anklang an den Anfang der Stammbuchverse in 1,1 und 4,3; ferner die Wiederkehr des Begriffs Ich und der Bilder: Grenzen, Tropfen, Trank-trinken). Die Anklänge



an «Faust» sind auch hier unverkennbar. In der faustischen Stimmung auf dem Straßburger Münster kommt das Gefühl der Abhängigkeit vom Weltganzen vollends zum Durchbruch. Gleichzeitig aber stellt sich die scheinbar schon überwundene Furcht vor dem «Verschweben ins Unendliche» wieder ein.

War es der Blick auf die weite, herrliche Ebene, der sie zurückrief? War es ein wirklicher Traum, aus dem sie in die wachen Gefühle überging? Wer möchte wagen, das zu entscheiden? In den Tagebüchern hat Hebbel viele seiner Träume aufgezeichnet und sich auch über den Wert solcher Aufzeichnungen ausgesprochen [1]. Vielfach treten in diesen Träumen Wünsche hervor, die im wachen Zustand im Unterbewußtsein geruht hatten, so in den Träumen von Napoleon der Drang nach Berührung mit genialen Menschen. Auch der Straßburger «Traum» könnte ein solcher Wunschtraum gewesen sein, hervorgerufen durch die Enge der Verhältnisse, in denen der junge Dichter zu leben gezwungen war. In Heidelberg schreibt er (14. Juni) von der Religion des Entbehrens, die er längst zur seinigen gemacht habe. Ein andermal (3. Mai) schreibt er: «Man spricht soviel vom Fleiß und von der lieben, lieben Geduld; ach Gott, ja, ich hab' allen Respekt, aber man weiß wohl, es ist die Art des Vogels, zu fliegen, und er wird sich schwerlich an den Paßgang eines Ackergauls gewöhnen». Hebbel verschmäht es, in seinen Briefen mit Zitaten zu prunken, kann es aber nicht verhindern, daß Dichterworte, die ihn in tiefster Seele ergriffen haben, in seinen Worten durchschimmern.

Entbehren sollst du, sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt . . . .
Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben
Und Fluch vor allem der Geduld!

---

[1] Auch in Gedichten hat Hebbel das Traumthema gern behandelt: Der Traumgott (1833), Geburtsnachtstraum (1835), Leben und Traum (1838), Traum; ein wirklicher (1839), Der Traum als Prophet; Traum und Poesie (1845?), Den bängsten Traum . . . . (1856/7). In andere Gedichte (z. B. Der Haideknabe) spielen Träume hinein. Hebbels Eigenart tritt am schärfsten hervor in «Traum und Poesie»:

Träume und Dichtergebilde sind eng mit einander verschwistert,
Beide lösen sich ab oder ergänzen sich still;
Aber sie wurzeln nicht bloß im tiefsten Bedürfnis der Seele,
Nein, sie wurzeln zugleich in dem unendlichen All.



So klagt Faust, ehe er den Pakt mit Mephisto schließt. Es ist dieselbe Szene, in der das Straßburger Gedicht Hebbels wurzelt. Hier haben wir den dunkeln Untergrund, aus dem der Wunsch nach faustischem Genießen aufsteigen mochte, der traumhafte Wunsch, alles zu trinken, was Erd' und Himmel bietet[1].

Am 23. Mai 1837 schickte Hebbel von München drei Beiträge für die Mitternachtszeitung an Heinrich Laube ab, darunter die Skizze «Ein Abend in Straßburg» mit dem Untertitel «Aus einer Reisebeschreibung» (erschienen am 29. Juni)[2]. Sie ist in München geschrieben und bildet den einzigen literarischen Niederschlag der auf der Reise notierten «inneren und äußeren Erlebnisse». Bestimmend für die Art der Ausführung war wohl, was er gerade damals an Kleists Erzählungen beobachtet hatte: «Er zeichnet immer das Innere und Aeußere zugleich, eins durch das andere, und dies ist das allein Rechte». Daß er hier, wie bei den Reisenotizen, das Innere voranstellt, ist kein Zufall; die Stimmungen und Schwingungen der eigenen Seele sind ihm wichtiger als die Dinge der Außenwelt. Es fehlt ihm, wenigstens damals noch, die Liebe zu den Dingen, die das Geheimnis von Goethes Kunst bedeutet. Die äußeren Erlebnisse sind ihm nur «das Klavier, worauf er seine Lieblingsmelodien abspielt». So ist denn auch das Straßburger Nachtstück durchaus lyrisch-subjektiv. Das abendliche Straßenbild wird nur in wenigen Strichen und ohne Lokalfarbe entworfen: «Brütend lag die Nacht über der großen Stadt; schauerlich hohl blies der Sturm hoch in den Lüften über die Häuser hinweg; kümmerlich und trist, wie Lampen,

---

[1] Ein unbewußtes Faustzitat auch in dem Brief 20. 8. 36: «Soviel aber sehe ich ein, daß, wenn ich unter so bewandten Umständen nach Hamburg ginge, ich mich in jeder freien Lebensregung gehemmt fühlen müßte» (Faust in der ersten Szene: «Und fragst du noch . . . warum ein unerklärter Schmerz dir alle Lebensregung hemmt?»). In Münchener Briefen an Elise orakelt Hebbel von einer Todeskrankheit, an der er in Heidelberg darnieder gelegen sei. «Es ist die, deretwegen Goethes Faust sich dem Teufel verschrieb, die Goethen befähigte und begeisterte, seinen Faust zu schreiben; es ist die, die den Humor erzeugt und die Menschheit (d. h. die wenigen Menschen, in denen etwas weniges vom Menschen ausschlägt und in die Blüte tritt) erwürgt; . . . es ist das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen» (11. 4. 37).

[2] Aus Werners Ausgabe abgedruckt bei Chr. Schmitt a. a. O.

die schlecht unterhalten werden, flimmerte hie und da ein ängstlich aufgeregter Stern». Wenn von den «unförmlichen Schatten» gesprochen wird, welche die Häuser «riesenhaft-wunderlich die erleuchteten Gassen entlang werfen», so ist das nicht gut beobachtet; in erleuchteten Gassen werfen die Häuser überhaupt keine Schatten. Es ist klar, daß der Dichter die fieberhafte Erregung seines «glühenden Herzens» in die Natur hinausprojiziert, die ihm also immer noch «weniger Wein als Becher» ist, obwohl er ihr in dem Heidelberger Sommer «um tausend Schritt näher gekommen» sein will. Während nun das Naturbild mit der seelischen Verfassung des Erzählers im Einklang ist, kontrastiert damit das Treiben der Menschen. «Kinder sprangen, aus dem Conditorladen kommend, lustig an mir vorüber; Herren und Damen, ins Theater gehend, schwatzten trivial und spießbürgerlich von einer beliebten Schauspielerin; Wagen rasselten, ein Posthorn erscholl». Am Schlusse taucht — und hierauf beschränkt sich das lokale Kolorit — das Münster und sein «dunkler» Schatten auf. Der Mond, der allein diesen Schatten werfen könnte, ist vergessen.

Und die Handlung? Sie setzt zu Anfang dramatisch-kräftig ein: «Du bist blaß, was fehlt dir? fragte der Freund. Hastig trank ich den roten Wein, schob das Glas zurück und eilte stumm hinaus, das glühende Herz in Nacht und Sturm zu kühlen». Dann aber folgt eine breite Reflexion über spukhafte Empfindungen. Von solchen gepeinigt irrt der Dichter unstät und flüchtig durch die Straßen. Jeder ungewöhnliche Laut, jeder Lichtstrahl erschreckt ihn. Das Menschentreiben hört er, «in gespenstischen Kreisen befangen», nur wie aus weiter Ferne. Ihm ist, als wäre er längst gestorben und begraben. Da bietet ihm ein Mädchen freundlich guten Abend, faßt seine Hand und schaut «mit den großen, flammenden Augen, voll von Glut und Gefühl, beschwichtigend zu ihm hinauf». Der Spuk zerrinnt, das Lebensgefühl kehrt zurück. Als er dem Mädchen wieder ins Auge schaut, ahnt er, daß sie ihn liebt. Sie küßt ihn und verschwindet im Schatten des Münsters.

«Eine unerfreuliche Vereinigung von Weltschmerz und Frivolität» sieht R. M. Werner in dieser Skizze. Ich würde statt «unerfreulich» lieber «unreif» sagen. Es ist gärender Most, der sich absurd geberdet, aber doch einen köstlichen Wein verspricht. Als Dokument des werdenden Künstlers ist das Stück von hoher Bedeutung.

An Uhland hatte Hebbel erkannt, «daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus der Natur heraus dichten müsse» (Tgb. Jan. 1836), und in seiner Heidelberger Lyrik

hatte er diese Erkenntnis in die Tat umgesetzt. Als Epiker dagegen scheint er sie noch nicht zu beherzigen. Hier hat er seinen eigenen Stil noch nicht gefunden. Er steht noch im Bann literarischer Vorbilder. Die Anfänge seiner Novellistik wurzeln, wie Werner gezeigt hat, in der breiten und seichten Unterhaltungsliteratur, die er in seiner Jugend verschlang. Seit 1832 kennt er auch die Romantiker Hoffmann und Tieck. Aber stärker wirkt auf seine Darstellung ein höchst unbedeutender Vorgänger, Contessa, an dessen «Todesengel» sich Hebbels erste größere Erzählung «Barbier Zitterlein» wesentlich anlehnt. Dasselbe Vorbild klingt auch noch in dem Anfang der Straßburger Skizze an [1]. Damit verknüpft sich seltsam eine Erinnerung an eine Ode Klopstocks (An Ebert):

> Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden
> Tief in die Melancholei. [Weine
> Ach, du redest umsonst, vordem gewaltiges Kelchglas,
> Heitre Gedanken mir zu.
> Weggehn muß ich und weinen . . . .

Die Aehnlichkeit geht weiter. In Klopstock «bebt gewaltig» der «schwermutsvolle Gedanke», wie wenn alle seine Freunde schon gestorben wären, und er malt sich das Bild der offenen Gräber, der modernden Gebeine aus; Hebbel phantasiert von seinem eigenen Grab, von dem Sarg mit den Hobelspänen und nagendem Gewürm, sieht aber auch den Tod des Freundes kommen, mit dem er eben noch beim Weine saß: «Aus dem Gesichte des Freundes wirst du lesen, wie viele Jahre oder Tage er noch zu leben hat». Ueber Klopstocks Oden, die er als Siebzehnjähriger nachgeahmt hatte, war der Lyriker Hebbel längst hinausgewachsen; er nennt ihn später nie mit besonderer Hochachtung. Nur einmal noch, nach Ausweis des Tagebuchs, hat er sich mit den Oden beschäftigt, und zwar gerade in jenen ersten Januartagen 1837, als er, wie wir sahen, seine Straßburger Notizen wieder musterte. Da belustigt er sich über einen philisterhaften Kommentar zu den Oden; bald danach notiert er eine Stelle aus der Ode an Gleim und schreibt vier Strophen aus einer andern ab. Damals mag er auch die Ode an Ebert wieder gelesen haben. Ihr Hauptmotiv verknüpfte sich, vielleicht im Unterbewußtsein, mit den wohl schon

[1] Im «Todesengel» von Contessa beginnt der Dialog: «Was fehlt Euch, Vater?» rief Maria, «Ihr seht so bleich aus» (Vgl. Werners Einleitung zu Bd. VIII, S. XVII f.).



skizzierten Eindrücken des Straßburger Abends. Zwischen Januar und Mai wurde das Stimmungsbild niedergeschrieben.

Es enthält noch eine weitere klassische Reminiszenz: aus Schiller, der ja auf den jungen Hebbel ganz besonders stark eingewirkt hatte. Das Reiterlied aus Wallenstein hatte er 1829 in naiver Weise kopiert. Die bekannte Erzählung Wallensteins:

> Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
> Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
> Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
> Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht . . .

wirkt unbewußt nach in der Reflexion: «Es gibt Stunden von entsetzlicher Tiefe usw. . . . . . . Solch eine Stunde war's, die mich unstät und flüchtig durch die Straßen dahin jagte». Auch bei Schiller folgt ein düsteres Nachtbild, auch dort geht das sinnliche Sehen in ein geistiges und visionäres über, doch die dämonische Tiefe der Wallensteinszene ist bei Hebbel ins Grausige, Gespensterhafte verzerrt.

In diesem Gespensterhaften könnte man eine der «Lieblingsmelodien» vermuten, die Hebbel in seinen Reiseskizzen abspielen wollte. Wir wissen ja aus dem Fragment «Meine Kindheit», wie die außerordentlich starke, ja krankhafte Phantasie des zarten Knaben aus teilweise recht trüben Quellen begierig Nahrung sog, wie die beiden landstreichenden Brüder des Nachbars ihm allerlei Mord- und Schauergeschichten erzählten. Durch planlose Lektüre wurde der Hang zum Grausigen weiter gefördert. In den epischen und dramatischen Versuchen der Frühzeit hatte Hebbel derartige Stoffe bevorzugt. Dagegen war die Heidelberger Gefühls- und Gedankenlyrik von schaurigen Motiven frei geblieben. Und in den Erzählungen der Jahre 1836 und 37 wird die Angst vor Gespenstern, Räubern und Mördern mit überlegenem Humor behandelt, so in einer köstlichen Szene des Schnock, in dem Bruchstück «Die beiden Vagabunden», vor allem aber in «Pauls merkwürdigster Nacht» und der «Nacht im Jägerhause». Um so auffallender wirkt die tiefernste Behandlung des Grausigen in dem Straßburger Nachtstück. Sieht man freilich näher zu, so zeigt sich, daß auch hier aller Spuk nur der Reflex aufwühlender Seelenerlebnisse, durchaus nur von innen nach außen projiziert ist. Das gilt auch von der schon besprochenen Reflexion, die sich nur scheinbar auf objektiven Kirchhofsspuk bezieht; man beachte die Worte: «Da zittern wir, es könne sich urplötzlich ein schauderhaftes Organ für die Wahrnehmung



all des wüsten, schadenfrohen Spuks, durch seine furchtbare Nähe aus dem Traumschlummer hervorgerufen, in den Tiefen Leibes oder der Seele erschließen». Man beachte ferner, daß sich das ganze Erlebnis nicht in schauerlicher Einöde abspielt, sondern in den erleuchteten Straßen einer «großen» Stadt. Gerade der Gegensatz ist beabsichtigt: hier die «spießbürgerlichen» Stadtmenschen mit ihrem trivialen Tun und Reden, dort der einsame, von den Gespenstern seiner Phantasie gehetzte Grübler. Hebbel sieht sich selbst hier genau so, wie er in der oben erwähnten Faust-Rezension von 1848 den «grübelnden deutschen Doktor» sieht, «der das schmale Fundament zu seinen Füßen, das uns alle trägt, so lange betrachtet hat, bis er zu schwindeln anfing und den Teufel auf einmal außer sich zu erblicken glaubte». Nichts lag ihm ferner als die Absicht, die Leser der Mitternachtszeitung durch eine ganz gewöhnliche Schauergeschichte das Gruseln zu lehren.

Das Gespensterwesen ist also nicht Melodie, sondern nur Begleitung. Die «Lieblingsmelodie», die er hier abspielt, ist keine andere als die seines Straßburger Gedichtes vom Wunderbecher. Immer wieder reizt ihn das Problem, wie das Ich sich zum All verhält. In der Skizze wird das Gedicht weiter gedichtet, das in ihr ganz deutlich nachklingt, vgl.

Und gänzlich drin versunken,
Ward mir zuletzt zu Sinn,
Als hätt' ich schon getrunken
Und schwände nun dahin.

«Mehr und mehr verwirrten sich in mir Empfindungen und Gedanken, und zuletzt war es mir, als wäre ich selbst längst gestorben . . .». Dort ein Wunderbecher, in den er «mit Wonne und mit Grausen» hineinblickt, hier zwei Mädchenaugen als «Wunderquellen alles Lebens» (nebenbei: ein Widerhall aus der ersten Szene des Faust «ihr Quellen alles Lebens»), in die er «mit Entzücken sich hineintaucht». Daher denn auch die weitere Parallele:

Und als ich länger blickte
Bis auf den Grund hinein . . . .

«Und als ich wieder in dein Auge schaute, da dämmerte mir aus seiner rätselhaften Tiefe . . . .»[1]. Während aber der

[1] Vgl. ferner im Gedicht: «Wie Feuerflamme zückte mir's da durch Mark und Bein» und in der Skizze: «Das Leben, das sich mir jetzt, ein Katarakt von flüssigem Feuer, durch Leib und Seele ergoß».



Trunk aus dem Becher den ewigen Tod bringen sollte, gewinnt der Dichter aus jenen Mädchenaugen gerade umgekehrt die ihm verloren gegangene «Empfindung der selbständigen Existenz» wieder. Diese Augen sind also in der Tat «ewige Quellen», «Wunderquellen alles Lebens». Muß man da nicht an das «Ewigweibliche» am Schluß des Faust denken? Und tritt so nicht das unbekannte Straßburger Mädchen an die Seite Gretchens? Die Augen jenes Mädchens sind nicht nur «ewige», sondern auch «süße» Quellen; aus ihrer rätselhaften Tiefe dämmert dem Dichter «noch Süßeres» als das Lebensgefühl entgegen: die Liebe (wenn er auch das Wort nicht ausspricht); ferner: die Begegnung findet beim Münster statt — klingt dies alles nicht merkwürdig zusammen mit der Tagebuchstelle über Goethe, dem «im Dom die Idee der reinsten. himmelsüßesten Weiblichkeit, des Gretchens, aufging»? Und endlich: der merkwürdige Gedanke: «Und doch war es mir, als . . . hättest du mich aus unendlichem Erbarmen herauf beschworen aus dem Bauch eines Kirchhofs, weil dein Ohr, als du über mein Grab hinwandeltest, meine bangen Traumseufzer vernahm» — ist das nicht eine kühne Umkehrung des Gedankens von der Auferweckung des Götz (im Tagebuch) und Gretchens (in der Faustrezension)?

So stehen die literarischen Dokumente des Straßburger Aufenthaltes in festem, innerem Zusammenhang. Wunderbar schließt sich der Ring: Goethe und immer wieder Goethe! Aber Goethe, gesehen durch das völlig anders geartete und doch kongeniale Temperament Hebbels.

Eine Frage bleibt noch: ist die Episode von dem Mädchen am Münster rein kosmisch-symbolisch gedacht oder wird auch hier der übersinnliche zum sinnlichen Freier? Soll angedeutet werden, wie der Grübler durch holde Weiblichkeit zur Lebensbejahung erlöst wird, so etwa wie Faust, unmittelbar nachdem er in den Zauberspiegel der Hexe geschaut hat, Gretchen begegnet, das von der Beichte im Dom kommt? Damit verknüpft sich die weitere Frage: Ist jene Mädchengestalt nur ein Reflex der Gretchenidee oder liegt ein reales Erlebnis zugrunde?

Der Uebergang vom Symbolischen zum Sinnlichen ist ganz deutlich am Schluß ausgesprochen: «Aber du drücktest einen heißen Kuß auf meine Lippen und flüstertest mir zu: Ich küsse dich noch einmal! und schrittest verschwindend in den dunklen Schatten hinein, den der Münster warf. — Küsse mich noch einmal!» Daraus folgt aber gerade bei Hebbel keineswegs, daß er die Szene so oder ähnlich erlebt haben müsse. In derselben Zeit, in welche die Entstehung der Skizze

fällt, hat er sich über das Problem des dichterischen Erlebnisses sehr bestimmt ausgesprochen (Brief 14. 3. 37.):

> «Jeder Mensch ist auf sich und seinen jedesmaligen Zustand beschränkt und dankt dem Himmel, wenn er sich den einigermaßen zu erklären weiß; da glaubt er denn, auch der Dichter könne nichts aussprechen und darstellen, als was eben in seinem Herzen vorgehe, und ein Liebeslied setze unbedingt Verliebtheit, ein Weinlied einen Rausch voraus. Alles Dichten aber ist Offenbarung; in der Brust des Dichters hält die ganze Menschheit mit all ihrem Wohl und Weh ihren Reigen, und jedes seiner Gedichte ist ein Evangelium, worin sich irgend ein Tiefstes, was eine Existenz oder einen ihrer Zustände bedingt, ausspricht. Im Dramatischen leuchtet dies Jedermann ein; der Teufel hat sich schwerlich zu Goethe in sein Arbeitszimmer bemüht, um ihm zu sitzen, und doch hat er seinen Mephisto gezeichnet; Shakespeare war nie ein Bluthund, und doch ging aus seiner Seele der König Richard hervor, vor dessen grauenhafter Erscheinung sich das Herz zusammenzieht, wie vor dem Schreckbild eines Todes, der Gott selbst und alles Göttliche vernichten könnte. Es ist in der Lyrik um kein Haar breit anders; die begeisternde Stunde mit ihrem Inhalt ist nicht das kümmerliche Treibhausprodukt vorher gegangener äußerer Eindrücke; sie bringt dem Genius den Schlüssel zum Welt-All, nun kann er eintreten, wo er will».

Diese Ausführungen sind freilich nicht ganz unanfechtbar; vor allem sind die Beispiele wenig glücklich gewählt. Wenn Shakespeare kein Bluthund war, so schließt gerade das nicht aus, daß bei der Gestaltung seines Richard «äußere Eindrücke» mitgewirkt haben können, mochte er sie nun unmittelbar aus dem Leben oder aus Büchern geschöpft haben. Und was Goethe betrifft, so konnte zwar Hebbel nicht wissen, daß dieser auch zur Gestalt des Mephisto (der ja kein metaphysischer, sondern ein vermenschlichter Teufel ist) ein Modell benützt hat; wohl aber hätte er aus «Dichtung und Wahrheit» entnehmen können, wie bedeutsam das äußere und innere Erlebnis für seine Dichtung gewesen ist, ohne daß darum die letztere eine Treibhausproduktion war. Hier ist der Punkt, in dem Hebbel sich fundamental von Goethe unterscheidet: «Immer sind es die Grundverhältnisse des Lebens, der Welt, die dem Tragiker (Hebbel) zum Erlebnis werden, alles persönliche Leben wird auf sie zurückgeführt. Erst wenn es



im allgemeinen Grund- und Weltgefühl aufgegangen ist, wird es ausgesprochen. «Gelegenheitsgedichte» im unmittelbaren, goethischen Sinne gibt es bei Hebbel kaum» (Witkop, Die neuere deutsche Lyrik II S. 240). Und so trifft denn, was er in der angeführten Briefstelle allgemein behauptet, prinzipiell nur auf seine eigene dichterische Art zu. Prinzipiell, aber nicht ausschließlich; auch auf ihn hat zuweilen ein äußeres Erlebnis anregend und befruchtend gewirkt. «Eine Mainacht auf den Heidelberger Gipfeln schenkt ihm das «Nachtlied»», jenes Gedicht, in dem seine Lyrik «ihre eigene Form gefunden» hat. In zwei ebenso bedeutenden Heidelberger Gedichten, «Bubensonntag» und «Großmutter», «eint sich die Anschaulichkeit persönlicher Erinnerungen groß und vollendet mit der ideellen Gewalt seines allgemeinen Lebensgefühls» (Witkop). In den trüben Verhältnissen der Tischlersfamilie Schwarz, bei der er in München wohnte, wurzelt sein bürgerliches Trauerspiel «Maria Magdalena» (1843). Die Sache liegt also nicht so, daß die äußeren Erlebnisse für Hebbels dichterische Konzeption völlig belanglos wären; doch kommt ihnen allerdings eine weit geringere Bedeutung zu, als es bei Goethe der Fall ist.

Es wäre demnach wohl möglich, daß der Skizze «Ein Abend in Straßburg» ein Erlebnis erotischer Art zugrunde läge. Aber ganz gewiß ist es nicht mit photographischer Treue wiedergegeben. Vielleicht war es nur ein Blick in ein schönes Augenpaar, vielleicht ein freundlich gebotener oder erwiderter Gruß — es ist müßig, Vermutungen darüber anzustellen. Der Kern des Erlebnisses bleibt die erotische Stimmung, die Hebbel im Gefolge der Goethe-Erinnerungen und faustischen Gefühle erfaßt haben mag. In dem einseitigen Liebesverhältnis mit Elise Lensing war im letzten Hamburger Winter seine Sinnlichkeit geweckt worden; in Heidelberg glühte sie unter der Asche fort; eine flüchtige Begegnung in der fremden deutsch-französischen Stadt, nach ungewohntem Weingenuß, läßt sie aufflammen, ohne sie zu befriedigen. Symbolisch lokalisiert er die Begegnung in die Nähe des Münsters, wo, wie er dichtet, Goethe die Idee des Gretchens erfaßte, wo Faust, der Grübler, Helena in diesem Gretchen sah. Bald nach der Ankunft in München geht Hebbel mit der Tischlerstochter Josepha Schwarz («Beppi») ein Verhältnis ein, das die Sinne befriedigt, ohne die Seele zu erwärmen. Aus dieser zwiespältigen Lage blickt er auf die Straßburger Stimmung zurück und gestaltet sie zum poetischen Erlebnis.

«Es liegt etwas Berauschendes in der französischen Luft; ich hätte, wenn ich in der Sprache nicht zu weit zurück wäre,



gleich weiter hinein in dieses Land der Freiheit und des Lebens reisen können; dort ist's reine Luft, bei uns ist's Gewitterluft» . . So schreibt Hebbel am 19. Oktober an die Frau des Kirchspielschreibers Voß in Wesselburen und bezeugt damit jedenfalls, daß er in Straßburg nicht in mittelalterlicher Romantik aufgegangen ist, sondern auch an die Gegenwart gedacht hat. Leider erfahren wir nicht, ob sich sein günstiges, ja begeistertes Urteil über Frankreich auf bestimmte Beobachtungen gründet. Viel hat er in jenen drei bis vier Tagen, bei mangelhafter Sprachkenntnis und mit politisch ungeschultem Blick nicht beobachten können; nichts derartiges wirkt in seinen Briefen, Tagebüchern und Werken nach. Er denkt bei den angeführten Worten offenbar an die Zustände in seiner Heimat Norderdithmarschen, wo vor kurzem (nach Zeitungsnachrichten, die er in Heidelberg gelesen) Unruhen stattgefunden hatten, sodaß Militär zum Schutze der Beamten und des bürgerlichen Eigentums hatte requiriert werden müssen. «Solche Zustände der Unsicherheit Eigentums und bürgerlicher Ordnung sind schlimm, der Selbsthülfe sind entsetzlich, mögen sie entspringen, woher sie wollen . . . . Es kostet soviel, einen Strom abzudämmen; durchbricht das Volk die Schranken, so kennt's keine Grenzen mehr und verrückt jeden Grundstein der Natur, und das um so gewisser, je mehr Schein des Rechts oder wirkliches Recht es für sich hat. Zum Verwundern ist's freilich nicht; die Zollverhandlungen, die elend-nichtswürdigen, müssen das öffentliche Vertrauen untergraben, und daß ein Haus zusammenstürzt, wenn man das Fundament aufreißt, liegt im Lauf der Dinge» (Brief an Voß 14. Juli). Derartigen Zuständen gegenüber konnte ihm das Frankreich Ludwig Philipps wohl als das «Land der Freiheit» erscheinen. Auch als «Land des Lebens» mochte es den seines Dichterberufes sich bewußt gewordenen Wandersmann, der Börne und Heine gelesen hatte, gewaltig locken. Neben München nennt er in dem Brief an die Frau Voß als Städte, die «gerade seinem Bedürfnis entsprächen», Rom und Paris; er gesteht ihr auch, daß seine Reiselust «sehr groß ist». So mag ihm denn schon in Straßburg der Plan der großen Reise vorgeschwebt haben, die er sieben Jahre später antreten sollte.

Daß Hebbel die deutsche Vergangenheit Straßburgs nirgends berührt, noch auch seine Entfremdung bedauert, könnte nur dem auffallen, der vergässe, daß er als dänischer Untertan aufgewachsen war. Erst viel später erwachte sein deutsches Empfinden. Noch 1844 bekundete er in Rom seine dänische Staatsgesinnung. Um so erfreulicher ist, daß er schon im

November 1843 in Paris die deutsche Zukunft Straßburgs, freilich in eigenartiger Form, voraussagt. «Rund herum um den (!) Place de la Concorde, der ein großes Rondell bildet, sind die Festungen Frankreichs gruppiert, trotzige. gewaltige Jungfrauen, wie aus dem Nibelungenkreis herausgeschnitten, auch eine zornglühende Brunhild darunter, die keinen anderen Gedanken mehr hat als den, daß sie überwältigt worden ist, zuerst Lille, dann Straßburg, Lyon mit dem Merkuriusstab, Marseille mit dem Anker, Bordeaux mit dem Thyrsus, Nantes usw.; ich sah sie hier alle gern, sogar Straßburg, denn dies Mädchen haben wir doch wohl nur in französische Pension gegeben und werden es wieder heimholen, wenn wir für die übrigen Töchter eine Gouvernante brauchen». — —

«Was ist es nun wohl, was uns alle ohne Unterschied so allgewaltig an den Faust fesselt?», fragt Hebbel in der mehrfach erwähnten Besprechung von 1848; und seine Antwort lautet: «Es ist ganz einfach . . . die unvergleichliche, wahrhaft einzige Darstellung des Mittelalters, die jedermann, auf jedem Standpunkt, hinreißt». Dem Mittelalter entstammten auch die beiden ersten großen Tragödienstoffe, die in seiner Seele nach Gestaltung rangen: die Jungfrau von Orleans und Genoveva. An eine von beiden denkt er vielleicht schon im November 1836. Von der Jungfrau spricht er zuerst im Januar 1837, (seine Idee hatte mit der Schillerschen «durchaus keine Verwandtschaft»). Den Plan der Genoveva entwarf er, nachdem er «oft über den Stoff nachgedacht» hatte, noch in München im Februar 1839. Sie wurde dann freilich von der Judith überholt, die vielleicht ebenfalls schon in München konzipiert, von Oktober 1839 bis Januar 1840 in Hamburg niedergeschrieben wurde. Genoveva folgte vom 13. September 1840 bis 1. März 1841.

Die Arbeit an diesem Drama brachte ihm die Straßburger Tage und Stimmungen wieder in Erinnerung. In Straßburg spielt der größte Teil des vierten Aktes (3.—6. Szene). Es ist sogar die Vermutung ausgesprochen worden, Hebbel habe in Erinnerung an seinen Aufenthalt in Straßburg einen Teil der Handlung dorthin verlegt. Doch trifft dies nicht zu; Straßburg hatte schon bei den Vorgängern Hebbels einen festen Platz in der Geschichte von Genoveva. Nach dem alten Volksbuch, das er schon als Knabe las, wohnte in Straßburg eine Zauberin, die Schwester der Amme Golos. Als dieser Genoveva ins Gefängnis geworfen hat und nun durch die Nachricht erschreckt wird, daß Graf Siegfried sich auf der Rückreise befinde, eilt er ihm nach Straßburg entgegen und besticht die ihm seit vielen Jahren bekannte Hexe, dem Grafen durch ihre Kunst vorzuspiegeln. Genoveva habe sich mit dem



Koch Drago vergangen. Dann sucht er den Grafen auf, deutet ihm die Schuld Genovevas an und bringt ihn abends zu der Gauklerin. Diese führt die beiden in einen Keller und läßt den Grafen unter allerlei Hokuspokus in einem Zauberspiegel das Vergehen seiner Gattin schauen. Hierauf schickt Siegfried den Verräter nach Hause voraus mit dem Auftrag, Genoveva und ihr Kind töten zu lassen. Der Maler Müller, dessen «Golo und Genoveva» Hebbel in München wenigstens teilweise las und scharf kritisierte (dies war für ihn der Anlaß, seinen eigenen Plan zu skizzieren, Tageb. 2. 2. 39), hat die Zauberin weggelassen und erwähnt Straßburg nur beiläufig als Station auf Siegfrieds Heimreise. Dagegen hat Tieck in seinem Trauerspiel «Leben und Tod der heiligen Genoveva» (1800) das Hexenmotiv bedeutend ausgeführt. Bei ihm ist es Gertrud, Golos Amme, die den Plan ersinnt, wie Siegfried in Straßburg überlistet werden soll. «Krank, wie der Graf ist, wird er gewiß über Straßburg reisen, um dort auszuruhen; bis dahin müßt Ihr ihm entgegengehn» sagt sie zu Golo. «Dort lebt meine Schwester, in mancherlei Künsten und wunderlichen Werken wohl erfahren . . . . Sie muß dem Grafen, wenn er in Straßburg ist, irgend ein Blendwerk vormachen, daß er Euren Worten noch mehr glaubt . . . an diese will ich Euch ein Schreiben mitgeben, damit sie Euch vertraut». In Straßburg spielen dann drei Szenen: 1. Verabredung zwischen Golo und der Hexe Winfreda; 2. Golo und Siegfried; 3. die beiden bei der Hexe.

Als Hebbel in München seine Genoveva entwarf, kannte er Tiecks Drama noch nicht. Am 13. September 1840 notiert er in Hamburg: «Habe die Genoveva angefangen, weil ich die Tieck'sche las, mit der ich nicht zufrieden bin». Er hat dann in Anlehnung an Tieck die Straßburger Episode weiter ausgesponnen und der Zauberin, die er Margaretha nennt, einen größeren Anteil an der Handlung gegeben. Sie tritt schon zu Anfang des dritten Aktes auf, und zwar auf dem Schloß des Pfalzgrafen, wo ihre Schwester Katharina, die Amme Golos, seit 30 Jahren dient. Sie erzählt der letzteren:

> Ich komm' von Heidelberg . . .
> In jener kleinen Bergstadt ging mir's wohl . . .
> . . . . Jetzt ziehe ich
> Hinauf nach Straßburg. Wär ich nur erst dort!

Die Erwähnung der beiden Städte ist um so auffallender, als außer ihnen im ganzen Stück keine bestimmte Oertlichkeit genannt wird. Wie die Zeit «die poetische» ist, so bleibt



auch der Ort sonst in poetischer Unbestimmtheit. Im Volksbuch und bei Tieck befindet sich die Residenz des Grafen in Trier; Hebbel nennt sie überhaupt nicht, verlegt sie aber durch jene Angaben der Margaretha auf's rechte Rheinufer, zwischen Heidelberg und Straßburg, natürlich ohne an einen bestimmten Ort zu denken. Er kam eben mit der rein poetischen Oertlichkeit doch nicht aus; der Hexenspuk, durch den der Graf zur Verurteilung seiner Gattin verleitet wird, verlangte gebieterisch eine zweite Oertlichkeit. Wollte Hebbel die äußeren Umrisse der Handlung nicht allzusehr ins Nebelhafte verfließen lassen, so mußte er wohl oder übel in diesem Punkte der Ueberlieferung folgen, also Straßburg beibehalten. Nun mußte aber weiterhin die Anwesenheit der Hexe im Grafenschloß motiviert werden. Sie mußte von irgendwo über das Schloß nach Straßburg reisen. Hier bot die persönliche Erinnerung des Dichters einen Anhalt: er ließ Margaretha denselben Weg machen, den er selbst im Jahre 1836 gewandert war, von Heidelberg nach Straßburg. Bei der Wahl von Heidelberg wirkte jedoch, wahrscheinlich noch eine andere Erinnerung mit. Margaretha erzählt von ihrem dortigen Aufenthalt:

> Natürlich trieb ich mancherlei Gewerb,
> Zitierte Geister, stand Verliebten bei,
> Verkaufte Tote an Lebendige,
> Leichname an Doktoren, die mir gut
> Bezahlten, was ich nachts dem Kirchhof stahl.
> Verflucht! Ein totes Kind erwachte jüngst
> Bei mir, die Augen riß es mächtig auf
> Und griff mit seinen Händchen nach dem Kranz
> Von kalten Blumen auf dem fahlen Haupt
> Und stammelte mit schwerer Lipp' ein Wort.
> Das war mir doch zu viel, ich floh entsetzt
> Aus meiner Hütte, schrie das Wunder aus
> Und faselte von Gott und jüngstem Tag.
> Was folgte drauf? Die Nachbarn drangen ein,
> Sie sahen, was sie längst geahnt, man zog
> Als Leichenräuberin mich vor Gericht.

In diesem schaurigen Bild ist nicht alles dichterische Phantasie. Hebbel verwertet hier eine Notiz seines Münchener Tagebuches von 1837: «Ein kleines Kind erwacht in der Münchener Totenkapelle, richtet sich auf im Sarge und beginnt — mit den Blumen zu spielen». Vielleicht liegt auch dem Motiv des Leichenraubs und -handels eine bestimmte Erinnerung zugrunde;



vielleicht hat Hebbel in Heidelberg etwas derartiges erzählen hören[1]. Es lag freilich auch ohnedies nahe, einen solchen grausigen Handel gerade in eine Universitätsstadt zu verlegen.

Nachdem Margaretha im Schloß des Grafen aus teuflicher Lust alles erdenkliche Unheil gestiftet und so den tragischen Knoten geschürzt hat, setzt sie die Reise nach Straßburg fort. Warum sie dorthin muß, warum sie nicht bei Golo bleibt, an dem sie doch jetzt einen trefflichen Rückhalt hätte, erfahren wir nicht. Auch weshalb der Diener Caspar sie dorthin begleitet, wird nicht motiviert. Wir erfahren ganz unvermittelt aus Caspars Mund (IV, 2), daß er sie bis zur Rheinbrücke gebracht habe. Er erzählt Katharina:

> Es war am Mittag, von dem scharfen Ritt
> War Eure Schwester müde, durstig ich,
> Und ob wir gleich schon klar den Münster sah'n,
> So hatten wir es doch noch weit zur Stadt.
> Da trafen wir ein kleines Haus, worin
> Die Gastfreundschaft auf eine neue Art
> Geübt wird, Trank und Speise reicht man dort
> Und andres, was der Wandrer braucht, für Geld.
> . . . . . . Es wohnt kein Edelmann im Haus,
> Auch kein gesunder Mensch, ein Krüppel nur,
> Der von den Reichen sich bezahlen läßt,
> Daß er umsonst den Armen geben kann . . . . . .
> Wir setzten uns, der Krüppel hinkt herbei
> Und bracht' uns Wein.

Offenbar hat Hebbel hier ein Erinnerungsbild von seiner eigenen Reise wiedergegeben. Wir glauben ihn zu sehen, wie er mit seinem Freund Rendtorff auf der staubigen Landstraße

---

[1] Kuriosa von der Anatomie notiert sich Hebbel mehrfach, so auch in Heidelberg (August 36), allerdings aus Hamburg. — Im Dezember 1840 verzeichnet er folgenden Traum: «Auf einem Berg lagen lauter Grabsteine und Gräber umher, falbes grauenhaftes Licht beleuchtete den Platz, es war ein Berg bei Heidelberg, ich tanzte mit anderen auf den Gräbern, und rief jemandem zu: nimm dich in acht, man sinkt oft plötzlich in ein Grab hinein». Die Zeit des Traumes ist bedeutsam: am 23. Oktober hatte der Dichter den zweiten Akt der Genoveva beendet, dann war eine längere Stockung eingetreten; kurz nach dem Traum (25. Dez.) berichtet er von der Weiterarbeit, am 31. ist der dritte Akt fast fertig. Somit scheint das Intermezzo von der Leichenräuberin in Heidelberg (im Anfang des 3. Aktes!) irgendwie in dem Traum vom Kirchhof bei Heidelberg zu wurzeln.



dem fernher grüßenden Münsterturm zuwandert, wie sie dann, trotz der Nähe des Ziels, ermattet und durstig vom langen Marsch, in **Kehl** sich von einer bescheidenen Kneipe locken lassen und ein Glas badischen Landweins trinken. Ja, vielleicht ist sogar der hinkende Wirt keine frei erfundene Staffage, sondern nach dem Leben gezeichnet. Vielleicht hat sein Urbild dadurch einen Eindruck hinterlassen, daß er den beiden armen Studenten nichts oder wenig abnahm, etwa mit der launigen Begründung (die man wohl auch jetzt noch von einem wackeren Wirte hören kann), der nächste reiche Gast müsse dafür doppelt zahlen. Zum Lohn hätte ihn dann Hebbel gewissermaßen als Erfinder des Gastwirtsgewerbes ins Mittelalter zurückversetzt und so verewigt.

Hebbel benützt die Wirtshausszene in doppelter Weise. Caspar und Margaretha treffen dort mit einem Landsknecht zusammen, der ihnen erzählt, daß Graf Siegfried sich krank in Straßburg befinde. Hierdurch wird einerseits die Verbindung zwischen dem Grafen und der Zauberin hergestellt: sie nähert sich ihm als Heilkundige. Andererseits wird durch Caspars Bericht Golos Reise nach Straßburg herbeigeführt; auch dazu gibt die Hexe die Anregung. Sie ist aus einer Nebenperson zur Verkörperung des Dämonischen geworden, das die tragische Verstrickung und so den Untergang Golos herbeiführt. Sie ist beinahe ein weiblicher Mephistopheles[1].

An Caspars Bericht schließen sich unmittelbar die eigentlichen Straßburger Szenen an. Gleich im Anfang scheint wieder ein persönliches Erlebnis des Dichters nachzuklingen. In Siegfrieds Herberge finden wir dessen Edelknecht mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt. Er spricht vor sich hin:

Verdammt! Schon morgen! Gestern war mir's recht!
Doch heute --- gar zu lieblich ist das Kind,
Das ich **im Münster** sah . . . . . .
Wüßt' ich nur, wo sie wohnt. Dann müßt' er mir
An ihren Fenstern morgen mit vorbei,
Ich tummelte mein Roß, sie säh' hinaus,
Ich grüßte sie, sie würde rot. Verdammt!
Heut trug ich just den alten Federhut,
Und in dem Helm hier, der so gut mir steht,
Wird sie mich nicht mehr sehn.

---

[1] **Warum aber heißt sie Margaretha, wie die Verkörperung der «himmelsüßesten Weiblichkeit» im Faust? Mit Gretchen hat sie nichts gemein. als daß auch sie ihr uneheliches Kind im Bach ertränkt hat.**



Zum drittenmal bringt Hebbel ein Mädchen mit dem Münster in Verbindung. Im Münster ging (nach dem Tagebuch) Goethe die Idee Gretchens auf; am Münster genießt der dämonisch erregte Verfasser des «Abends in Straßburg» eine flüchtige Liebesfreude; im Münster verliebt sich der pfalzgräfliche Edelknecht in ein hübsches Straßburger Kind. Hier muß ein Zusammenhang bestehen. In dem Erlebnis des (frei erfundenen) Edelknechts werden wir das äußere Erlebnis des Studenten Hebbel, von der Phantastik der Skizze auf seinen wirklichen Umfang reduziert, erblicken dürfen.

Die erste Straßburger Szene Tiecks (Golo, Winfreda) hat Hebbel hinter die Bühne verlegt, dafür aber die von Tieck nicht dargestellte Ueberbringung der Lügenbotschaft an Siegfried ausgeführt. So ist aus der faden zweiten Szene Tiecks ein Bild voll unheimlichen psychologischen Lebens geworden. In der Beschwörungsszene hatte Tieck allerlei Zauberkram aufgeboten: seltsame Figuren und Zirkel, blaue Flammen, singende und pfeifende Töne. Hebbel begnügt sich mit der szenischen Bemerkung, daß das Zimmer «seltsam dekoriert und mit Zaubergerät erfüllt» sein soll. Unentbehrlich war auch für ihn der Zauberspiegel; im Volksbuch wird er in ein Geschirr voll Wasser geworfen, bei Tieck und Hebbel hängt er an der Wand. Aus dem Volksbuch übernimmt Hebbel noch den Zauberkreis, den die Hexe am Boden beschreibt und in den der Graf sich stellt. Spiegel und Kreis spielen auch in der Hexenküche des «Faust» eine Rolle; es war fast unvermeidlich, daß diese Parallelszene, unter deren Einwirkung, wie oben gezeigt, Hebbel in Straßburg das Lied vom Wunderbecher geschrieben hatte, auch bei der Komposition seiner Hexenszene ihren Einfluß ausüben mußte. In der Tat stammen aus ihr zwei Züge: der verzückte Tanz der Hexe und die vor dem Spiegel, wie dort aus der Schale, aufhüpfende Flamme. Die Hexe selbst hat Hebbel freilich ganz unabhängig von Goethe gezeichnet. Der groteske Realismus der Hexenküche hat auf seine Darstellung ganz und gar nicht abgefärbt. Statt des krausen Unsinns, der Faust zu den Worten veranlaßt:

> Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
> Von hunderttausend Narren sprechen,

hören wir bei Hebbel aus dem Munde einer abgefeimten Gaunerin, einer Kindesmörderin und Leichenräuberin tiefsinnige Spekulationen in auffallend vornehmer Stilisierung.

Die kärglichen Angaben über Hebbels Straßburger Aufenthalt gestatteten uns nicht, ihn bei seiner Wanderung durch die alte Stadt auf Schritt und Tritt zu begleiten. Wir wissen nicht, was außer dem Münster auf ihn gewirkt hat. Um so mehr mußten wir versuchen, uns in die innere Welt des werdenden Dichters zu versenken und den Ausstrahlungen jener Tage in seinen Werken nachzugehen. Das geistige Erlebnis läßt sich dahin zusammenfassen, daß sich in Straßburg Hebbels Verhältnis zu Goethe und zu seiner größten Dichtung, dem Faust, geklärt und vertieft hat. Auf dem Straßburger Münster reichte Goethes Genius dem Genius Hebbels die Hand.

VII.

Sitzungsberichte.

1. Besprechung über den 32. Bd. des Jahrbuches (1916). Sonntag, den 5. Dezember 1915, vormittags 11 Uhr in dem Lesesaal der Universitäts- und Landesbibliothek.

Anwesend die Herren Forrer, Harbordt, Kaiser, Lienhart, Luthmer, Schmitt, Stehle, Wolfram. — Entschuldigt die Herren Ehretsmann, Huber, Kassel, Lempfried, Mentz, Walter.

Der Vorsitzende, Geheimer Regierungs- und Oberschulrat Dr. Luthmer, begrüßt die Anwesenden und verliest den vom abwesenden Schatzmeister vorgelegten Kassenbericht, laut welchem sich die Einnahmen des abgelaufenen Geschäftsjahres auf 2523,80 M, die Ausgaben auf 2038,80 M belaufen, so daß also beim Abschluß ein Kassenbestand von 485 M. vorhanden ist. Als weitere Einnahme kommt noch dazu eine Zahlung der Universitäts- und Landesbibliothek und die kleinen Bankzinsen des 2. Halbjahres; als größere Ausgabe die Vergütungen für die Beiträge des Jahrbuches 1915.

Nach den weiteren Mitteilungen des Vorsitzenden erwuchsen dem Zentralausschuß des Vogesenklubs in diesem Jahre erhebliche Schwierigkeiten bei der Eintreibung der Mitgliederbeiträge. Die Wirkungen dieser Verhältnisse sind natürlich auch im historisch-literarischen Zweigverein zu verspüren. Nach der Ansicht des Schatzmeisters ist wohl im nächsten Jahre mit einem weiteren Rückgang der Mitgliederzahl zu rechnen, und so müsse beim neuen Jahrbuchetat äußerste Sparsamkeit geübt werden.

Auch der Vorsitzende betont, daß wir uns vorsichtig einrichten müssen. Die Sektionen mit Mitgliedern des historisch-literarischen Zweigvereins sind darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Jahrbuch 1915 nur dann geliefert wird, wenn



der Beitrag bezahlt ist; auf nachträglichen Bezug desselben könne nicht mit Sicherheit gerechnet werden. Im ganzen wurden 2000 Abzüge hergestellt bei einer Mitgliederzahl von 1300: es kann also immerhin auch später noch eine gewisse Anzahl von Mitgliedern das Jahrbuch erhalten.

Geheimerat Wolfram möchte das Sinken der Mitgliederzahl nicht einem mangelnden Interesse bei den Mitgliedern zuschreiben, vielmehr einer Erlahmung der Tatkraft bei den Vorständen. Um dem Zweigverein über die augenblicklichen finanziellen Schwierigkeiten hinüberzuhelfen, hält er es für angezeigt, sich an den Dispositionsfonds des Kais. Statthalters zu wenden. Dazu macht der Vorsitzende den Gegenvorschlag, man solle den Sektionen mitteilen, daß 1916 ein Jahrbuch nur unter der Voraussetzung herausgegeben wird, daß eine genügende Anzahl von Abnehmern vorhanden ist. So würde sich beizeiten feststellen lassen, wie viele Mitglieder sich zum Bezug des Jahrbuches melden; und nur dann, wenn es sich zeigt, daß die vorhandenen Geldmittel nicht ausreichen, sollten wir uns an den Dispositionsfonds wenden. Dagegen erhebt sich kein Widerspruch.

Aus dem Bericht des Schatzmeisters teilt der Vorsitzende ferner mit, daß der Unterstützungsfonds für die Volksliedersammlung — der z. Z. nicht ganz 1100 M beträgt — schon 1914 und 1915 nicht mit der beschlossenen Zuwendung bedacht werden konnte. Er schlägt nun unter Zustimmung der Anwesenden vor, die Zahlung der bisher jährlich bewilligten 200 M rückwirkend von 1914 ab bis auf weiteres einzustellen. Darauf wird dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

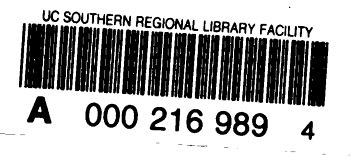
Bei der nun folgenden Besprechung der Beiträge für den XXXII. Band des Jahrbuches (1916) wird von drei Mitgliedern neben dem allzugroßen Umfang auch auf den nicht allgemein interesierenden Inhalt einiger zuletzt veröffentlichten Arbeiten hingewiesen und betont, daß in Zukunft gleich von vornherein vor Beginn des Druckes das abgeschlossene Manuskript vorgelegt werden solle. Auch wurde der Wunsch nach kleineren, unsern Leserkreis mehr berücksichtigenden Beiträgen laut und unterstützt. Der Vorschlag, die zwei noch ausstehenden größeren Fortsetzungen oder wenigstens eine derselben zugunsten solcher kleineren Arbeiten zurückzustellen, fand nicht allgemein Zustimmung, wohl aber will der Vorsitzende den Verfasser der einen Arbeit um Kürzung seiner Mitteilungen bitten.

Unter der Voraussetzung einer ungefähr gleichen Anzahl von Abnehmern wie für das Jahrbuch 1915 wird sodann für 1916 grundsätzlich die Ausgabe eines dem Umfang nach wieder 9—10 Bogen umfassenden Bandes in Aussicht genommen.

Zuletzt wird die vom hiesigen Denkmalarchiv gewünschte Ueberlassung des 29. und 30. Jahrgangs unsers Jahrbuches sowie der später folgenden — u. zw. unentgeltlich wie bisher — befürwortet und beschlossen. — Die Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig bittet gleichfalls um kostenlose Uebersendung der Vereinsveröffentlichungen zur Unterstützung ihres nationalen Sammelwerks, u. zw. alles dessen, was seit 1. 1. 13 erschienen ist, mit dem Hinweis darauf, daß die früheren Jahrgänge des Jahrbuches ebenfalls sehr erwünscht wären. Dagegen wird von einem Mitgliede geltend gemacht, daß es sich hier um ein Buchhändlerarchiv handelt, das nur aufstapelt, nicht auch ausleiht, und deshalb sollten die älteren Jahrgänge unseres Jahrbuches nicht an den Börsenverein abgegeben werden. Gegen die Zuwendung von 1913 ab erheben sich keine weiteren Bedenken.

Schluß der Besprechung 12 Uhr 10.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 216 989 4

